

4 232





Fach 2

Nr. 5

Markus

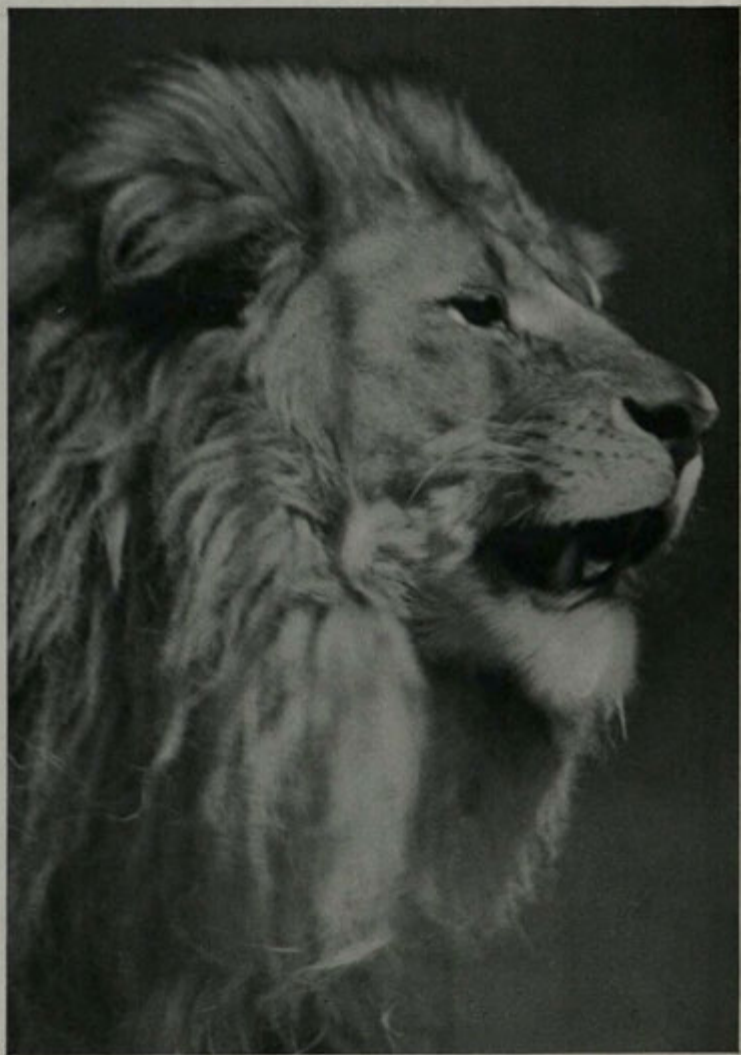




Otto Mohr / Löwenjagd am Kilimandscharo







Phot. Dr. Graf Zedlitz

Otto Mohr

# Löwenjagd am Kilimandscharo

Mit 31 Abbildungen

---

Grethlein & Co. Nachf. / Leipzig

CBGIOŚ, ul. Twarda 51/55  
tel. 22 69-78-773



Wa5165490

Meinem lieben Freunde, Sanitätsrat  
Dr. Willy Pfeifer, dem weidgerechten  
deutschen Jäger, der meine Safari  
veranlaßte, zugeeignet



4232



## Vorwort

Im Laufe des letzten Jahrzehnts hatten meine Beobachtungen und Erfahrungen als Jäger die Liebe und den Hang zum edlen Weidwerk in mir derart gesteigert, daß ich — einer Anregung aus Freundeskreisen folgend — auch dem König der Tiere im offenen Revier begegnen und eine Jagdsafari in die wildreichen Gebiete Ostafrikas unternehmen wollte. Da sich bei der Vorbereitung und Durchführung einer solchen Jagdsafari mancherlei Schwierigkeiten ergeben, und um meine Erfahrungen allen denen zugänglich zu machen, die nach mir eine Safari unternehmen werden, habe ich mich entschlossen, die zum großen Teil erhebenden und gewaltigen Erlebnisse meiner Afrikafahrt niederzuschreiben und in Buchform herauszugeben.

So hoffe ich, daß meine Reiseschilderung und meine in einem besonderen Teil beigefügten Ratschläge und Winke in erster Linie dazu beitragen, deutsche Jäger für eine Jagdfahrt nach Ostafrika zu gewinnen. Damit würde unseren noch in großer Zahl dort lebenden deutschen Brüdern, die schwer um ihr Dasein zu kämpfen haben, eine wertvolle Unterstützung zuteil. Zum anderen nehme ich an, daß meine Reiseerlebnisse auch für alle diejenigen von Interesse sind, die sich über das Leben und Treiben in unseren alten Kolonien unterrichten wollen. Insbesondere dürfte auch unsere deutsche Jugend eine solche Reise- und Jagdschilderung gern und mit Nutzen lesen.

Meinem lieben Adolf Dochnahl, der mir bei der Abfassung wertvolle Hilfe geleistet hat, möchte ich auch an dieser Stelle herzlichst dafür danken.

Dr. Otto Mohr

Gran Canaria, Weihnachten 1934

# Inhalt

|   | Seite |
|---|-------|
| Ausreise . . . . .  | 7     |
| Safari . . . . .  | 43    |
| Heimkehr . . . . .  | 69    |
| Jagdliches . . . . .  | 79    |
| Vertrag . . . . .   | 81    |
| Jagdschein . . . . .  | 84    |
| Jagdausrüstung . . . . .  | 85    |
| Ratschläge für den Abschluß . . . . .                                     | 86    |
| Trophäen . . . . .  | 87    |
| Verschiedene Möglichkeiten der Safari . . . . .                           | 88    |
| Arztliches . . . . .  | 90    |
| Verschiedenes . . . . .   | 95    |
| Firmen, die sich mit der Durchführung von Sa-<br>faris befassen . . . . . | 96    |
| Photographisches . . . . .  | 97    |
| Afrika . . . . .  | 99    |

Ausreise







Bei den Vorbereitungen für meine Jagdfahrt schweiften meine Gedanken oft zurück in ferne Tage, da wir Schüler im Banne der Entdeckungsfahrten eines Livingstone, Stanley, Wissmann und Peters mit Pfeil und Bogen in die grünen heimatlichen Buchenwälder zogen, zwischen altgermanischen Hügelgräbern Zelte aufschlugen und mit fiebernder Phantasie, selbst dunkelhäutig, den Völkern im afrikanischen Urwald zu Leibe gingen. Mittlerweile ist gewiß viel Licht, auch im übertragenen Sinne, auf das dunkle Afrika gefallen, und neuzeitliche Beförderungsmittel werden eine Safari im Gegensatz zu früher wesentlich erleichtern.

Wenn ich auch von meinen seitherigen Jagden — auch auf Gamsjagden hatte ich mich wiederholt erfolgreich betätigt — mancherlei Erfahrungen mitbrachte, so war ich mir doch darüber klar, daß eine Löwenjagd wesentlich höhere Anforderungen an den Jäger stellt. Zu meiner Erleichterung und um die ganze Fahrt in möglichst kurzer Zeit durchzuführen, hatte ich mit einem Berliner Weltreisebüro den auf S. 81 abgedruckten Vertrag abgeschlossen. Meine Ausreise sollte am 18. Januar in Neapel mit einem japanischen Dampfer erfolgen. Da schrillte einige Tage vorher das Telefon in die Stille meines Zimmers. „Hallo, hier 25667, wer ist dort?“ — „Hier Reisebüro X, Berlin. Sie hatten auf dem japanischen Dampfer N. Y. K. eine Kabine bis Port Said belegt. Wir müssen Ihnen leider mitteilen, daß dieser

Dampfer untergegangen ist, und schlagen Ihnen vor, statt wie vorgesehen am 18. Januar ab Neapel, den englischen Dampfer „Mooltan“ ab Marseille am gleichen Tage zu benutzen. Sie kommen dann annähernd zur selben Zeit in Port Said an.“ Tatsächlich berichtete die Abendzeitung, daß der japanische Dampfer, mit dem ich die Fahrt von Neapel nach Sanganjika machen wollte, in der Themse einen schwedischen Dampfer gerammt habe und dabei gesunken sei. Eine böse Vorbedeutung? Soll sich mein sehnlichster Wunsch, in Afrika einen Löwen zu erlegen, nicht erfüllen? Will der „dunkle Erdteil“, das Traumland der Jugend, mir die Tore verschließen? Nun, wenn jene Forschungsreisenden um ihrer großen Ziele willen unzählige Gefahren und Leiden überwandern, dann soll mich nichts daran hindern, in Afrika mein Ziel als Jäger zu verfolgen!

Am Abend vor meiner Abreise von Wiesbaden brachte mir deutsches Jungvolk, lauter frisch-fröhliche Mädels, ein Ständchen. Sie pflanzten sich mit Fackeln vor meinem Hause auf und wünschten in artigen Versen Glück auf die Reise und frohes Wiedersehen.

Dann ging es durch den winterlichen Simplon nach Italien. Monte Carlo, Nizza, Cannes wußten vortrefflich die Zeit bis zur Abfahrt des „Mooltan“ zu kürzen. Nimmt doch der Zauber der Riviera den Nordländer gefangen, wann immer er die an Naturschönheiten so reiche Küste besucht, die neben Palmen und farbenprächtigen Blumen Luxus und Eleganz in reicher Fülle zeigt. Aber es war doch nicht das von früher gewohnte Bild. Spuren der Wirtschaftskrise haben sich dem Antlitz der Landschaft eingeprägt. Viele große Hotels sind geschlossen, und wo sind die prächtigen Segeljachten der Millionäre geblieben, die sonst im Hafen so anmutig kreuzten und die weißen Segel vor blauem Himmel blähten? Nichts ist mehr von ihnen zu sehen.



Auf einem Balkon des schönen, hochgelegenen Hotels Regina in Nizza genoß ich die Farbenpracht und Melodienfülle eines Abends am Mittelmeer, während fern, fern über den Wassern, wie ein Traumgebilde hochragende wilde Felsen in violetten Tönen sichtbar wurden, die Berge Korsikas. Eine Erinnerung stieg herauf an einen Sommerabend im Westfjord in Norwegen, als hinter samtschwarzen Felsklüffen aus saphirner Flut die fernern Lofoten emportauchten in phantastischer Starrheit. Doch welcher Unterschied in der Stimmung! Noch höre ich den wehmütigen Mollklang jener nordischen Schärenlandschaft im fahlen Schein der nächtlichen Sonne. Aber hier — wie warm und lebensvoll ist der Strand — Bucht an Bucht gereiht — bis er sich in der Ferne verliert! Im üppigen Grün die vielen weißen Villen, über denen der Duft von Nelken liegt, die an den Hängen der Uferhöhen in Terrassen angebant werden. Es ist, als wolle das sanfte Rauschen der in schneller Folge anschlagenden Brandung erzählen von stolzen, mit reichen Schätzen beladenen Schiffen, von blühendem Handel und Verkehr einer längst entschwundenen Zeit und von dem großen Korsen, der auf dem fernem Felseneilande geboren wurde. Wenn die Sterne erwachen, blühen Millionen Lichter auf und begleiten mit ihrer Spiegelung das Gestade als leuchtende Girlanden bis in weite Fernen.

Tags darauf umflutete mich großstädtisches Leben und Treiben in der Cannebière, der Hauptstraße von Marseille, das mit annähernd dreiviertel Million Einwohnern die zweitgrößte Stadt Frankreichs ist. Ihr Wahrzeichen, die auf steilem Felsen liegende romanische Wallfahrtskirche „Notre Dame de la Garde“ mit dem riesigen Standbild der Madonna auf dem Turm, beherrscht Küste und Meer. Nachmittags fuhr ich zeitig die lange Straße zum Kai hinunter, der düster und trostlos dalag wie ein Fabrikhof in verräuchertem Industrieviertel. Was sich dann als Ge-

päckträger herandrängte, stand in vollem Einklang mit dieser Umgebung: lauter unheimliche Gesellen unbestimmbarer Rasse mit gefährlichen Physiognomien, förmlich Rothhäute. Als der Vertreter meines Reisebüros auftauchte, wurden sie endlich manierlicher. Im Gegensatz zu diesem trüben Hasenbild machte der Dampfer den besten Eindruck. Er ist ein ganz modernes Schiff von 15 300 Tonnen. Überall herrscht Sachlichkeit und peinlichste Sauberkeit. In allen Gängen lautlose Männer, die keine Miene verziehen, Indier. Die gesamte Bedienung ist dunkelfarbig. Bei Tisch saß ich als Nichtengländer mit Franzosen zusammen, einem in Marokko beamteten Offizier mit Frau und Tochter und einem jüdischen Großkaufmannsehepaar. Diese Leute führten lange Debatten über die ungewohnte englische Küche. Sie fanden allerlei Anlaß zu nörgeln und zu spötteln.

Um Mitternacht gingen wir in See. Das Leben an Bord begann. Morgens um 7 Uhr klingelt es. Der Steward bringt ein Glas Wasser und einen Apfel. Dann wird gebadet. Um 8 Uhr 30 ruft ein Gongschlag zum Frühstück. Da hat man reiche Auswahl an Gerichten: Suppe, gebackene Fische mit Tomatentunke, Reiskuchen, Schinken, Geflügel, Tee, Toast mit Butter usw. Dann geht alles auf Deck. Viele machen schon ein Spiel Shuffleboard oder Ringtennis. Schlanke alte Damen beginnen ihren Run, Kinder tollen unter Aufsicht ihrer Governess. Die Herren promenieren mit der Nußpfeife im Munde und dem unvermeidlichen Buch unterm Arm. Der Engländer, so sehr er Businessman sein mag, ist an Bord der Typus des Erholungsreisenden. Um 11 Uhr geht der Decksteward mit dem Beefstea herum, und Bordnachrichten, die der Funker aufnimmt, werden bekanntgegeben. Besonders beliebt ist die Teestunde um  $\frac{1}{25}$  Uhr nachmittags. Alle Reisenden erscheinen zu ihr äußerst pünktlich. Abends sitzt man im Konversationsraum in bequemen Sesseln am künst-



lich hergerichteten Kamin, und das Towndinner (jeder zeichnet Symbole seiner Heimatstadt, die der andere dann erraten muß) verbindet alle Passagiere zu einer Familie.

Leider war es trübe und neblig, so daß man nicht viel von den Bergen Korsikas sah, als wir durch die Straße von St. Bonifacio fuhren. Aber sie waren mir vertraut von einer früheren Reise her, diese wilden Felsen, diese mit grünen Matten bedeckten Hänge, wo einsame Hirten ihre Schafe weiden. Wie sehr es dort Winter werden kann, haben mein damaliger Reisegefährte und ich nur zu sehr erfahren, als anhaltendes Schneegestöber unserem getreuen Auto jedes Weiterkommen im Gebirge unmöglich machte und nichts übrigblieb, als das Fahrzeug an der nächst erreichbaren Bahnstation mit dem Zug zu befördern.

Nun frischte der Wind auf, und unser würdevolles Schiff vollführte auf der weiten Wasserfläche des Tyrhenischen Meeres, nicht gerade zur Freude aller Reisenden, anmutige Tanzbewegungen. Wind, Wolken- und Wasser ohne Grenzen, ohne einen festen Ruhepunkt für das schweifende Auge. Erst am nächsten Tage tauchte ein solcher aus den Fluten. Schroff und düster wucherte der Stromboli über 900 Meter empor, und sein heißer Atem verdichtete sich zu Dämpfen, die mit dem Grau der über ihm lagernden Wolkenschicht verschmolzen. In den vielen Falten seines Lavamantels bergen sich auf einer Seite kleine Dörfer samt ihren Weinbergen und Pflanzungen wie Kinder, zitternd vor dem Zorn des Vaters. Noch andere bergige Eilande wurden in langer Reihe sichtbar: die Liparischen Inseln. Einige Zeit später umfuhren wir die Nordostecke Siziliens, der seit den ältesten Zeiten begehrt und umstrittenen Trinakria mit ihren Stätten alter Kultur, über denen der Geist des Freiheitskämpfers Garibaldi schwebt. Scylla und Charybdis stellten unser Fahrzeug nicht vor die Wahl, als es in die Meerenge von Messina einbog, die ein

Traum voll Schönheit ist. Das steil sich aufbauende alte Reggio mit den hohen Bergen Kalabriens im Hintergrund glitt vorüber und noch manche andere aus dunklem Grün der Zypressen aufleuchtende Ortschaft — dann wichen wieder alle Schranken. Nur drüben gen Westen hin verdämmerte die Küste Siziliens. Ich wußte, dort war das mir liebgewordene Taormina mit seinem Amphitheater und seinen Drangenhainen; bis zu ihnen herab reichen die Lavadämme vom letzten Ausbruch des Atna, dessen mächtige Wölbung wie ein blinkender Schild in letzter Abendhelle lag. Schon während der Nacht bekamen wir grobe See, die noch anhielt, als zwei Tage später mit den fernen Gipfeln Kretas die äußersten Vorposten von Europa in den schäumenden Wellen untergingen.

Und noch eine Nacht auf See, dann erschien im blendenden Glanz der hohen Mittagssonne ein öder sandiger Strand, der eine lange Mole wie einen Riesenfinger uns entgegenstreckte: Port Said! Langsam rückte der zwei Kilometer lange Steindamm mit dem Denkmal Ferdinand de Lesseps' an uns vorüber. Nun wurden lange Reihen von Badehütten sichtbar und die großen Gebäude der Schiffsagenturen, das Palace-Hotel und andere Häuser. Diese erste Stadt in Afrika wollte ich mir doch ansehen, wenn sie auch nichts besonders Sehenswürdiges bietet. Ihre Eigenart besteht in ihrer Lage am Eingang des Suezkanals gewissermaßen zwischen drei Erdteilen, wodurch sie Treffpunkt von Menschen verschiedenster Rassen ist. Am Anfang der Hauptstraße neben dem Parkhotel, das ganz neuzeitlich ist und daher auch unseren guten deutschen Asbach Uralt im Barbetrieb führt, steht ein Denkmal mit der Aufschrift „Australier und Neuseeländer 1916“. Es zeigt auf einem Steinsockel eine Reitergruppe in lebhaften Linien und soll an die Befreiung des Suezkanals während des Weltkrieges erinnern.





Kilimandscharo



Meru



Aufbruch zur Safari



In den bunten Straßen ein noch bunteres Durcheinander von Menschen mit weißer bis ebenholzschwarzer Hautfarbe in allen Schattierungen, Trachten aller Herren Länder vor den vielen Läden und Basaren, deren größter der „Arzt für alles“ ist. In den inneren Vierteln sieht man Leute auf offener Straße Fische braten, Reiskuchen backen und an die Bevölkerung verkaufen, die auf diese Art unterwegs ihre Mahlzeiten einnimmt und zu Hause selten kocht.

Von Port Said ging es mit dem Zug in etwa vier Stunden nach Kairo. In der weiten fruchtbaren Deltaebene des Nils, die von zahllosen Wasseradern getränkt wird, sieht man ausgedehnte Felder mit Mais, Weizen und Klee und große Weideflächen mit verstreuten Gruppen von Arabern und Beduinen, die Kamele und Maultiere bepacken. Es tauchen die ersten, aus Nilschlamm gebauten Dörfer der Fellachen auf, jenes Landvolkes, das seinen Ursprung von den alten Ägyptern herleitet. In der Ferne stehen Dattelpalmen in spärlichen Reihen oder kleinen Pflanzungen. Welche Fruchtbarkeit! Und all das schafft nur der Nil, der Lebensspender, der zwar seinen Schlamm nicht mehr, wie in früheren Jahren, über die Fluren schütten kann — seit der Erbauung des gewaltigen Staudammes bei Assuan, dessen Wasser heute den Isis-Tempel in Philä umspülen —, dafür aber eine gleichmäßige Bewässerung Ägyptens während des ganzen Jahres gewährleistet.

Die ersten Minarette erscheinen. An jedem Bahnhof mehrt sich die Zahl der Apfelsinen- und Mandarinverkäufer: Der Zug ist im Bannkreis Kairos und an der Pforte des einstigen Pharaonenreiches. Erst an der Pforte, denn Kairo ist ja eine verhältnismäßig junge Gründung der Araber, die im 7. Jahrhundert n. Chr. in Ägypten eindringen und das Volk zum Islam bekehrten. Der Zauber des Orients liegt über den vielen feinen

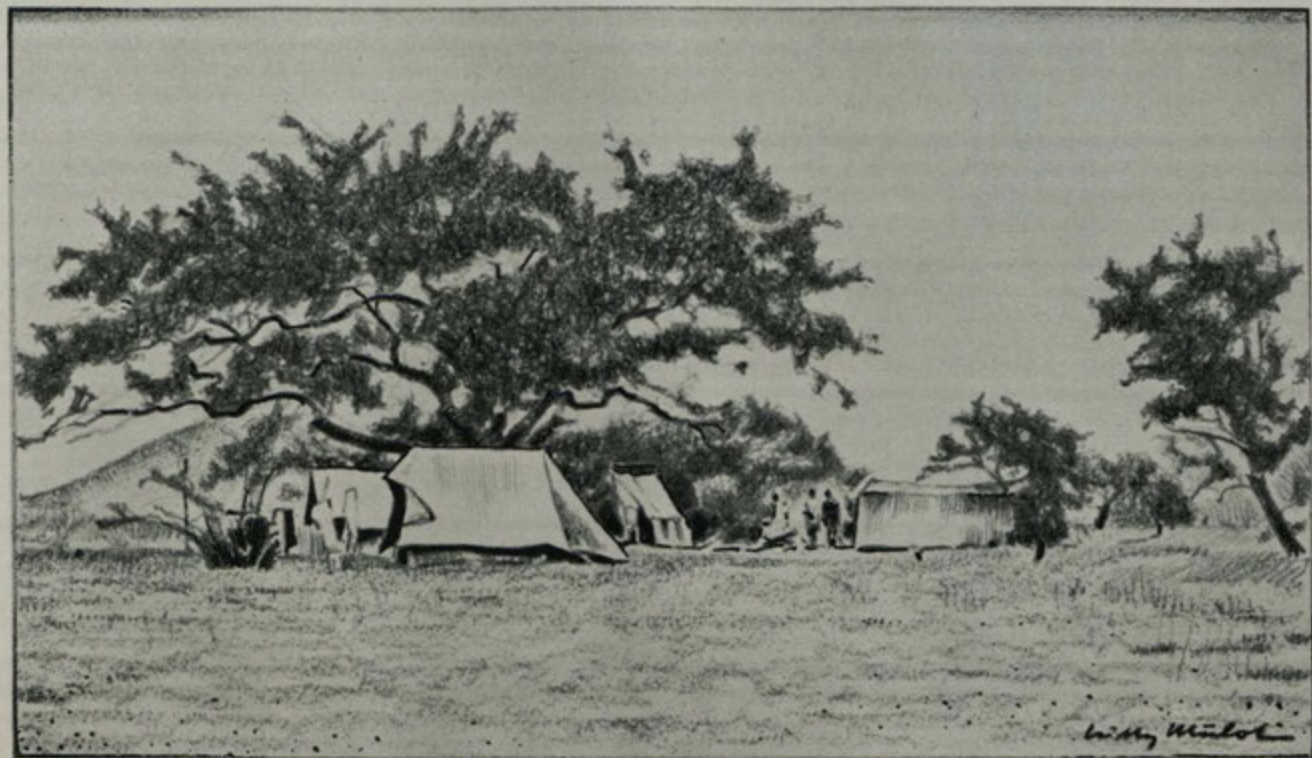
und schlanken Türmen der Moscheen und Minarette, und über den flachen, hellfarbigen Häusern. Über der Stadt und dem ganzen Lande ruht der ungetrübte Glanz der mächtigen Sonne. Ich besichtigte die Mohammed-Ali-Moschee, die Zitadelle, einen herrlichen Punkt, und vor allem das Museum mit seinen kostbaren Erinnerungen an Ägyptens große Zeit. Da finden sich in lückenloser Folge Kunstschätze aller Dynastien. Besonders fesseln die durch höchste Goldschmiedekunst verschönten goldenen Särge des jugendlichen Königs Tut-anch-Amun und anderer Herrscher, ebenso das riesige steinerne Standbild von Ramses II., das vor über 3000 Jahren in Memphis, einer der volkreichsten Hauptstädte der Alten Welt, gestanden hat, von der heute keine Spur mehr kündet. Dann ging es an dem weltbekannten Hotel Mena House vorbei die schöne, viel befahrene Straße nach Giseh hinaus, wo die Pyramiden auf dem Sockel des Wüstenplateaus als weithin sichtbare Male ragen und die vom Sand abgeschliffene Sphinx ohne Worte eine tief ergreifende Sprache spricht. Die untergehende Sonne tauchte die unendliche Wüste im Westen in leuchtendes Rotgelb und verschmolz sie mit den titanischen Bauwerken, die scharf begrenzte violette Schatten warfen, zu vollkommener Einheit. Kraftwagen, die von irgendeiner fernen Dase kommen mochten, wirbelten Wolken von Sand auf. Hier Wahrzeichen der Größe und des Wohlstandes der ältesten Kultur, von der wir wissen, und hier auch typische Merkmale des Geistes unserer gegenwärtigen Zeit! Viele Jahrtausende trennen und einen die Menschen von ehedem und die Menschen von heute, die sehr viel reicher wohl an Kenntnis und Erfahrung sind, doch wahrhaft bereichert höchstens durch Veredlung und Vertiefung seelischen Lebens.

Wer das moderne Leben und Treiben Kairo's genießen will, dem ist ein Aufenthalt auf der Terrasse von Shepheard's Hotel





Der Verfasser vor seinem Zelt



Jagdlager

mittags zwischen 11 und 13 Uhr zu empfehlen. Es ist sehr unterhaltend, dort das internationale Publikum zu beobachten und dabei den Klängen orientalischer Musik zu lauschen, die das Gepräge der Stadt kennzeichnet, denn Kairo ist ganz Orient: die Bauweise, die Lebensführung und die Bevölkerung, alles. Man sagt, Kairo sei eine Art Paris der Orientalen und weithin tonangebend in den asiatischen Mittelmeerländern. Von Afrika, wie es in unserer Vorstellung lebt, ist dort nichts mehr zu finden. Das mag heute mehr oder weniger auf das Innere des Erdteiles beschränkt sein und vor dem „dröhnenden“ Fortschritt immer weiter zurückweichen, wenn auch viel langsamer und vielleicht nie in dem Umfang, wie Amerika sich in sich selbst zurückzog und sich schließlich selbst verlor, um anders wieder zu erstehen.

Mein Aufenthalt in Ägypten schloß ab mit einem Besuch von Heliopolis, das in nordöstlicher Richtung von Kairo gelegen, in zwanzig Minuten mit der Bahn erreicht wird. Von dem alten Heliopolis, der Stadt On der Pharaonenzeit, die der Sonnengottheit Re geweiht und eine Zeitlang Hauptstadt des Landes war, künden nur noch Reste der ehemaligen Umfassungsmauer und ein Obelisk, den Sesostris I. errichtet hat. Aber unweit dieser Trümmerstätte liegt Neuheliopolis, die modernste der modernen Luxusstädte, 1906 gegründet und ganz in neuzeitlichem maurischem Stil gebaut. Ein früherer Privatbesitz ist zu dem großartigen Palace-Hotel umgebaut worden, das mit seinem Luxus und seiner prachtvollen Glasseranda wie ein Märchenpalast anmutet. Es ist die Stätte aller möglichen Kongresse. Während meiner Anwesenheit tagte gerade der Weltpostverein in seinen Räumen.

Auf der Rückfahrt nach Port Said sah ich in dem Grün der Äcker viele Kiebitze, und Ägyptens Wahrzeichen, „der heilige Ibis“, stelzte in den Wiesen umher. Über den Dörfern kreisten



Gabelweihen oder Milane. Ich sah sie oft auf Beute herabstoßen. Gerne hätte ich in einem solchen Dorfe nach einem in Deutschland sehr selten gewordenen Vogel Umschau gehalten, unserem altberühmten Wiedehopf, der hier noch häufig vorkommen soll. Leider fehlte die Zeit.

Am 30. Januar erfolgte die Weiterfahrt an Bord des Dampfers „Njassa“ der Woermann- und Deutschen Ostafrika-Linie. Das schöne Schiff von 8500 Tonnen hatte einen schweren Strauß mit den Wogen des Mittelmeeres hinter sich. Die vom Sturm hochgetürmten Wasser waren über Deck geschlagen und hatten ein Rettungsboot trotz starker Befestigung losgerissen. Es war gelungen, des Bootes habhaft zu werden, aber im letzten Augenblick waren die Seile erneut gerissen, und der Kapitän hatte sich gezwungen gesehen, das Boot aufzugeben wegen der Gefahr und vielleicht auch wegen der Kosten, die mit einem nochmaligen Heranholen verbunden gewesen wären. Nun glitt das Schiff würdevoll in die enge Wasserstraße des Suezkanals hinein, um sich etwa 10 Stunden lang von ihr gängeln zu lassen, denn 161 Kilometer ist diese Rinne lang, die mit einem Kostenaufwand von rund 400 Millionen Mark im Jahrzehnt 1859/69 hergestellt wurde. Und trostlos wie damals ist das Land ringsum heute noch. Sandwüste, soweit der Blick reicht, mit felsigen Platten, die Hügel von geringer Höhe bilden. Ismailia mit seinem Grün ist da eine wahre Augenweide. Hier mündet die Bahn von Kairo, deren Gleise dann bis Port Said neben dem Kanal herlaufen. Während wir die Strecke der Bitterseen durchfuhren, geriet der ganze Westhimmel in Brand. Die sinkende Sonne griff mit feurigen Händen das blasser Blau und verwandelte es in ein leuchtendes Gelb, dem sich immer mehr Scharlachrot beigemischte. Die sandige Wüste, die hellen Planken des Schiffes, das Deck mit den hin und her wandelnden Fahrgästen, die Kom-



mandobrücke, die Schornsteine, alles war dem Schrei dieser Farben preisgegeben, die allmählich in Karmin und Purpur übergingen, um in feierlichem Violett zu sterben. Die unerträgliche graue Nüchternheit, die diesem prunkvollen Schauspiel folgte, umkleidete die schnell hernieder sinkende Nacht mit ihrem samtenen Dunkel, in das die Scheinwerfer des Dampfers grelle Lichtkegel schoben. Auf einmal hing über der Wüste im Osten das große leuchtende Rund des Vollmonds, mit der trostlosen Einöde harmonisch zusammenklingend. Wie treffend schildern doch die Worte Dauthendays: „Der Mond geht groß aus dem Abend hervor“ diese Erscheinung! Höher und höher stieg der Mond, sein Licht wurde immer silbriger und schoß glitzernde Pfeile auf die schneeig sich breitende Fläche herab. Verdi malt diese Erscheinung in seiner „Aida“ in der Nachtszene am Nil mit den fortwährend auf- und absteigenden doppelten Oktaven der Geigen aus, und die darunter hintönende Flöte erfüllt dabei die Einsamkeit und unendliche Weite der Landschaft mit aller lockenden Lüsterheit der Nacht des Südens. Die Musik tönte noch in mir, als ein Doppelobelisk, ein Gegenstück zum Lesseps-Denkmal auf der langen Mole von Port Said, vorbeizog und das Südende des Kanals bezeichnete. Dann ging der Dampfer im Hafen von Suez vor Anker.

Am nächsten Vormittag schwammen wir auf den Wassern, die den nördlichsten Teil des großen afrikanischen Grabens füllen, auf dem Roten Meer. Das Rot konnten wir nur auf die Gebirge, die es begrenzen, und die eigenartigen Schattierungen über diesen Gebirgen beziehen, denn das Wasser ist tiefblau, gegen Abend wird die Färbung oft lichter und bekommt einen perlmuttartigen Schimmer. Der Name „Rotes Meer“ soll sich von dem alten Volksstamm der Homeriten, den „Roten“ herleiten. Nach einer anderen Lesart sollen Algen, die die Ufer zur Ebbezeit mit einer roten, schleimigen Masse überziehen, den Namen gegeben

haben. Rot ragen die fast 900 Meter hohen Sandsteinfelsen des Djebel Ataka, der den Golf von Suez beherrscht. Rotbraun erscheinen drüben die Kuppen des mächtigen 2600 Meter hohen Sinaistockes, in dessen felsigen Einöden das Wildschaf und der Steinbock heimisch sein sollen und in dessen Einsamkeit das um 500 n. Chr. erbaute Katharinenkloster liegt, wo das älteste Bibelmanuskript, der Codex sinaiticus, gefunden wurde. Die südlichste der Kuppen, Djebel Musa (Mosesberg), erinnert an das große biblische Geschehen. Liegt nicht in dem arabischen Wort Djebel (Berg) der Charakter dieser Wüstengebirge?

Je weiter wir nach Süden vordringen, in um so zarteren Tönen sind die küstennahen Landstrecken hingehaucht und um so drückender wird die Hitze. Tagsüber ist es, als sei der Himmel von Mattglas überdeckt, hinter dem ungeheure Hochöfen in Weißglut Tod und Verderben sprühen. Und dieser Himmel ist ausgespannt über Arabien, wo unlängst die kriegerischen Stämme sich befehdeten und Ibn Saud den greisen Iman Jachja besiegte und den größten Teil des Landes an sich riß; er ist ebenso über die unfruchtbaren Öden von Erythräa gebreitet, das Engländer, Franzosen und Italiener für sich aufgeteilt haben, weil niemand weiß, wozu es einmal gut sein mag. Wachsen kann dort kein Grashalm, denn Glut und vollkommene Dürre regieren. Man begreift nicht, wie es möglich ist, daß diese Hitze und diese mit Feuchtigkeit gesättigte Luft keine Gewitter, keine Platz- oder Landregen zustande bringen. Jahraus, jahrein kein Niederschlag, nur Dürre und nacktes Gestein.

Durch ihre großen ungegliederten Landmassen sind Sahara und Arabien das große Heizbecken der Alten Welt; die über diesen Wüstengebieten aufsteigenden Wärmeströme fließen in großer Höhe als Passatwinde ab und spenden nur anderen Landstrichen Niederschlag. Welch ein Unterschied gegenüber dem Klima und



Pflanzenwuchs unserer Heimat! Es ist sehr schwer, sich hier unter glühendheißen, orangefarbenen Sanddünen vorzustellen, daß es bei uns zu Hause alljährlich eine Zeit gibt, da Bäume und Sträucher sich in liches Grün hüllen, Krokus und Narzissen blühen, Magnolien ihre Kelche öffnen, Kirsch- und Pfirsichbäume wie Bräute im blauweißen Himmelsaal stehen, und man sich wundert, daß die duftigen Gebilde ihrer Blüten Schleier im goldenen Sonnenschein Schatten auf die weißen Häuserwände werfen!

An Bord ist meist alles auf Deck, die Kabine wird wenig aufgesucht, und an Schlaf ist darin kaum mehr zu denken. Die Bekleidung beschränkt sich auf ein Minimum, selbst bei den Mahlzeiten, und die Wäsche ist dauernd vom Schwitzen durchnäßt, so groß ist die Luftfeuchtigkeit durch die gewaltige Verdunstung des Meerwassers.

Diese Unannehmlichkeit störte jedoch das fröhliche Leben und Treiben wenig. Langerweile kam nie auf, denn für Unterhaltung aller Art war gesorgt. Neben mannigfachen Spielen, von denen einige schon erwähnt wurden, brachte das Njassa-Derby eine willkommene Abwechslung. Die Art, wie es ausgetragen wird, ist recht eigenartig, und ich hatte das Vergnügen, mit Lord Howard de Walden, der auf einer Jagdfahrt ins Kenyagebiet begriffen war, dabei als Schiedsrichter aufzutreten. Pferde waren allerdings nicht vorhanden; statt ihrer waren hübsche junge Damen, stilgerecht herausstafiert, der Führung ihres Reiters überlassen. Zu rennen brauchten sie zwar nicht, hielten aber dafür lange, schmale Bänder, deren Enden vor der Richtertribüne befestigt waren, in der linken Hand und in der rechten eine scharfe Schere, mit der die Bänder so schnell als möglich der Länge nach durchzuschneiden waren. Siegerin blieb, wer bei dieser Tätigkeit zuerst an der Tribüne anlangte. Wer durch einen Querschnitt eine



Bandhälfte abtrennte, schied aus. Recht anmutig wußten die Damen bei der Untersuchung durch den phantastisch gekleideten Veterinärarzt, der drollige Instrumente bei sich führte, vor dem Start die Ungeduld edlen Vollbluts nachzunehmen; und während des Rennens fehlte es nicht an Komik und Überraschungen.

Vielleicht um die zahlreichen Korallenriffe zu meiden, die ganz besonders die Küste Arabiens begleiten, hielt der Dampfer sich etwas näher am afrikanischen Gestade. Port Sudan mit seinem großen Hafen und den modernsten Anlagen zum Verladen und Löschen wurde angelaufen. Die hier ausgehenden Bahnlinien nach Atbara und El Obeid erschließen den Sudan, stellen eine gute Verbindung des mittleren Nils mit der See her und geben Korodofan Gelegenheit, seinen Gummi zu exportieren.

Immer mehr sehnten wir nach der täglichen Gluthitze die Nacht herbei, die immerhin etwas Abkühlung brachte und wahre Sternemwunder offenbarte. Das Kreuz des Südens stieg höher und höher empor, und wenn nach dem Himmelsglobus hier auch nicht so viele Sterne erster Größe sichtbar sein sollen wie um Weihnachten in der Heimat, so muß ich gestehen, daß die Pracht, die sich besonders nach Mitternacht in den Reichen ferner Sonnen entfaltete, geradezu etwas beängstigend Überwältigendes hatte. Wie große Lampen hingen die Gestirne in der hohen Wölbung des Nachthimmels, flimmernd und gleißend, und das Wasser schien ihren Glanz in sich aufgenommen zu haben, um ihn in phosphorigem Leuchten zurückzustrahlen.

Während die felsigen Dahlak-Inseln uns Schwärme grauer Möwen zusandten, wurden in der Ferne bedeutende Höhenzüge sichtbar: die bis 3000 Meter hohen Berge von Yemen im Osten, und im Westen, weit hinter Massaua, der angeblich heißesten Stadt, das über 4600 Meter ansteigende Hochland von Abessinien, politisch neben Liberia das einzige unabhängige Reich Afri-

kas, ungefähr so alt wie China. Weite Gebiete dieses kühlen und feuchten Landes haben die Japaner vor allem zur Kultur von Baumwolle gepachtet gegen Lieferung ungeheurer Mengen von Fertigwaren aller Art, die den Eingeborenen besonders willkommen sind. Neuerdings hat die abessinische Regierung Japan auch die Ausbeutung von Bodenschätzen gestattet. Will sich das alte, klimatisch so sehr bedozugte Kaiserreich, dem in Zukunft gewiß große Bedeutung zukommen wird, durch dieses Verhalten von der Fessel befreien, mit der die europäischen Großmächte es umgeben haben, so daß ihm jeder Zugang zum Meer versperrt wird?! Sein einziger Hafen Djibuti liegt in französischem Gebiet.

Es war, als sende uns das hohe Gebirgsland im Westen seine Grüße: der Himmel wurde von Gewölk überzogen, als wir das düstere Felsentor von Bab el Mandeb passierten; und beim Anlegen im Hafen von Aden, fünf Tage nach der Abfahrt von Suez, ereignete sich etwas sehr Seltenes: es regnete. Das soll im günstigsten Falle alle drei bis vier Jahre vorkommen, sehr oft aber viel länger auf sich warten lassen. Die arabische Jugend an der Reede bestaunte offenen Mundes dieses Schauspiel. Wolken thronten auf den steilen Höhen, die nackt und wildzerklüftet den Golf von Aden halbkreisförmig, wie der zerborstene Schlot eines riesigen Vulkans umschließen.

England ist Besitzer der Halbinsel, auf der die Stadt liegt. Als einen der wichtigsten strategischen Punkte seines erdumspannenden Kolonialreiches hat England die Felsen um Aden zu einer gewaltigen Festung ausgebaut, wie in Gibraltar die Säulen des Herkules. Die Felszinnen und Wälle starren von Batterien, versenkbaren Panzertürmen und Schießscharten. Die Befestigung wendet sich ebenso wie nach dem Meer auch nach der Landseite. Die derart gewappnete, durch ihre Höhe berühmte Stadt, die 53 000 Einwohner zählt, ist zu einem großen Um-



schlaghafener geworden, der den weitaus größten Teil des in Arabien gewonnenen Kaffees ausführt.

Die Salzgewinnungsanlagen, durch die auch das mangelnde Trinkwasser ergänzt wird, schienen mir noch umfangreicher als die, die ich früher an einem der tiefsten Punkte der Landoberfläche der Erde, am Toten Meer, besichtigte. Die in Ziegenschläuchen Wasser feilbietenden Araber beweisen, wie kostbar diese Himmelspende in manchen Gegenden sein kann, müssen sie es doch hoch oben in den braunen Bergen holen, deren wilde Schluchten schon von den Ureinwohnern Arabiens zur Anlage von Staubecken benutzt wurden. Die Niederschläge, die auf den Höhen des Küstengebirges fallen, wurden in diese Behälter hineingeleitet. Die Engländer haben die alten Zisternen, die jahrtausendlang in Verfall geraten waren, zu modernen Sammelbecken umgestaltet. Sie sind gewöhnlich in drei Terrassen übereinander gestaffelt, und das oberste Becken ruht ganz zwischen den sich verjüngenden Steilwänden der Schlucht. An billigen Arbeitskräften zur Unterhaltung dieser Anlagen fehlt es nicht, da Aden eine englische Strafkolonie besitzt.

Das altehrwürdige Araberviertel ist typischer Orient; manche Häuser sind von Galerien umgeben, die auf Steinsäulen ruhen, und malerische Winkel und prächtige Moscheen bilden die passende Szene für das Leben und Treiben der Wüstensöhne.

In der schön gebauten Europäerstadt befindet sich ein kleines Museum für Meereskunde, worin manche Fischarten zu finden sind, die wir im Hafen von Booten aus durch Schaukästen bewundert hatten, wie sie in den Untiefen der Korallenbänke farbenprächtiger sich tummelten. Negerknaben tauchten unter und brachen Stücke von Korallen ab, um sie an die Fremden zu verkaufen. Im Hafen lag der Kreuzer des Prinzen von Wales, der, wie die Zeitung berichtete, auf einer Jagdfahrt nach dem Kenya-



gebiet begriffen war. Bei der Einfahrt in Port Said hatte ich diesen Kreuzer schon einmal gesehen.

Unsere „Njassa“ rüstete sich zur Weiterreise. Die völlig vegetationslose Steinwildnis des arabischen Küstengebirges mit ihren nun längst wieder wolkenlosen spitzen Zinken und Graten entrückte weiter und weiter, immer tiefer ins Meer sinkend. Es ging mit östlichem Kurs der Unendlichkeit des Indischen Ozeans entgegen. Meere gleichen einander, aber ihr Antlitz zeigt sehr verschiedenen Ausdruck. Sturm auf dem Mittelmeer, majestätische Stille hier über spiegelglatter Fläche. Kaum Spuren einer Dünung. Der lichtblaue Himmel wie Glas. Wegen der vielen verborgenen Riffe und um die Strömung auszunutzen, hielt sich der Dampfer jetzt in ziemlich weiter Ferne von der afrikanischen Küste. Nach eineinhalb Tagen sichteten wir Kap Guardafui, das Ostkap Afrikas, in dessen weit vorspringenden Felsen die Natur selber ein Symbol des Erdteils, den ruhenden Löwen, gemeißelt hat. Allmählich änderten wir nun die Fahrtrichtung über Süd nach Südsüdwest der Küste entlang. Immer blieb die See bewegungslos. Bei der Durchsichtigkeit des Wassers sah man Quallen in verschiedenen Größen, glocken- und bandförmige Seetiere vorübergleiten. Die oft stürmischen Monsunwinde aus Südwest, welche im Sommer die Schiffe gegen mächtige, schaumgekrönte Wogenberge ankämpfen lassen, lagen jetzt in tiefem Schlaf. Die Gleichförmigkeit der Lage, die sehr heiß, aber nicht mehr schwül und drückend wie im Roten Meer waren, endete regelmäßig mit der Farbenorgie des Sonnenuntergangs, um nachts das silberne Geheimnis des Weltmeers in seiner überwältigenden Pracht zu offenbaren — im Meeresleuchten. Vom Bugspriet bis weit zurück ins Kielwasser ein märchenhaftes, blizendes Funkeln, Glitzern und Schimmern entlang den Streifen smaragdener Furchen und samtdunkler Bänder unter uns.

Und über uns das Flimmern und Gleifen von Millionen Himmelslichtern, deren winzigstes einstimmt in die große Sinfonie der leuchtenden Nacht. Fern im Norden, nahe dem Horizont, sah man die Sterne des Wagens, der umgeklippt zu sein schien, denn seine Deichsel zeigte nach oben.

Im Lichtschein, der aus den Kabinen aufs Wasser fiel, durchschnitten Delphine die Fluten, dem Bug des Schiffes zur Seite. In anmuthvollen Bogen, wie von der Sehne geschnellte Pfeile, glitten sie dahin. Ihre Wesenheit und ihre schon von den Griechen erfüllte menschliche Verbundenheit sind oftmals dichterisch besungen worden. Auch tagsüber, wenn ich am Bug im Liegestuhle den gleichförmigen, beruhigenden Weisen des rauschenden Wassers lauschte, weidete sich das Auge an den graziösen Bewegungen dieser Schwimmkünstler. Scharen fliegender Fische begleiteten sie dann gewöhnlich einige hundert Meter weit in schwalbenähnlichem Flug, bald niedrig, bald höher über der Wasserfläche hineilend und bei den geschickt ausgeführten Wendungen weiß aufblinkend. Im Roten Meer konnten wir diese seltsamen Geschöpfe oftmals dicht über Wasser eine kurze Strecke in ganz gerader Richtung hinschwirren sehen, worauf sie wie Steine in die Tiefe stürzten.

Fünf Tage nach der Abfahrt von Aden überquerten wir den Aequator. Altem Herkommen gemäß wurde die Taufe durch den Gott der Meere in der Weise angedeutet, daß unter den Klängen der Schiffskapelle, die täglich eine Stunde lang zu musizieren pflegte, ein bekleideter Matrose an Händen und Füßen längsbord getragen und nach gründlichem Rasieren in ein Schwimmbecken aus Segeltuch hineingesenkt wurde, worin er munter herumschwamm.

Am Sonntag, dem 11. Februar, kamen niedere, waldbedeckte Höhen in Sicht, und bei Sonnenuntergang schwenkten wir in die



ffjordartige Bucht ein, die die Insel Mombassa vom Festlande trennt, und gingen am Kai des Hafens von Kilindini zwischen Schiffen anderer Nationen vor Anker. Damit waren wir an der ostafrikanischen Küste angelangt. Große Werkstätten, Bahnschuppen, Gleisanlagen. Runterbuntes Gemisch von Schwarzen und hellerfarbigen Arbeitern. Geschrei, Leben, Bewegung überall. Sobald ein Schiff anlegt, beginnt das Ausladen. Etwa ein Duzend elektrisch betriebener Krane tritt in Thätigkeit, ohrenbetäubendes Geräusch überhört bald alles. Zur Begrüßung der Ankommenden waren viele Kolonisten aus Kenya und Tanganyika erschienen, darunter eine Anzahl englischer Offiziere, begleitet von schwarzen Unteroffizieren. Alte Bekannte und Neulinge wurden bewillkommenet. Eine Pfarrerstochter aus der Nähe von Stettin, ein quecksilbriges Wesen, der Liebling unseres Schiffes, sank in maßloser Glückseligkeit ihrem Verlobten, dessen Kommen sie nicht erwartet hatte, an die Brust, und das in einer Limousine verschwindende Pärchen kümmerte sich wenig darum, daß der Austausch seiner Zärtlichkeiten allgemeine Heiterkeit hervorrief.

Die Fahrt von Kilindini nach Mombassa über die Insel ist unergötzlich, vermittelt sie doch vielen den ersten Eindruck von Ostafrika. Die schnell herabsinkende Nacht löschte bald die rotgelbe Abendhelle, vor der in gleichem Maße wuchtige wie feingegliederte Baumsilhouetten in weicher Schwärze standen. An diesem Abend waren es vor allem der eigentümlich süße Duft und zärtliche Lichtschimmer, die die Sinne gefangen nahmen.

Der nächste Morgen offenbarte dann die grundlegende Umwandlung, die in meiner Umgebung eingetreten war. Dieses war das tropische Afrika, wie es in meiner Vorstellung lebte. Aus der schwellenden, überquellenden Fülle üppigsten Grüns, in das Oleander und viele andere blühende Sträucher leuchtende Farben



hineinmalen, ragen allenthalben die riesig langen, glatten Schäfte der Kokospalmen empor, um hoch oben in langsträhnigen Schöpfen zu enden. Hübsche Landhäuser der Europäer lugen aus dem Grün hervor. Zum größten Teil sind es Neubauten, denn seitdem die Ugandabahn die Gebiete um den Kenya und Elgon und vor allem den Viktoriassee erschlossen hat, außerdem auch nach dem Kilimandscharo eine direkte Verbindung besteht, ist Mombassa sehr im Aufblühen. Es zählt annähernd 47 000 Einwohner, davon sind nur etwa 1300 Europäer, dagegen 10 000 Inder, 7000 Araber, die übrigen Neger und Mischlinge. Die City ist recht modern aufgezogen. Es gibt dort viele Kaufhäuser mit schönen Schaufenstern. Ein wundervoller Golfplatz zieht sich an der südlichen Steilküste am Dzean hin. Prachtige, farbenreiche Gärten schließen sich daran und umgeben das Denkmal Mackinnons, des Gründers der englischen Kolonie Kenya. Zwischen Palmen aller Art und Mangobäumen, deren mammutartige, zottige Blätterfülle besonders die Allee nach Kilindini beschattet, flattern buntschillernde, handgroße Schmetterlinge umher. Geradezu monumental wirken die tausend- und mehrtausendjährigen Affenbrotbäume, die die Dicke eines ansehnlichen Kirchturms erreichen; ihre Zweige sind aber nur sehr spärlich belaubt.

Bei dem Gang durch die parkartigen Anlagen fielen plötzlich Schalen einer mannaartigen Frucht in meiner Nähe herunter; ich gewahrte oben im Geäst einen kleinen Affen, der sich mit lebhaften Gebärden an den Früchten gütlich tat. Ein zweiter kletterte flink aus der Baumkrone herunter und kauerte, zärtlich sich anschmiegend, an seiner Seite. Durch eine Bewegung auf mich aufmerksam geworden, verschwanden beide sofort mit eleganten Sprüngen im schützenden Grün eines Nachbarbaumes.

Ein ganz eigenartiges Gepräge trägt das Eingeborenenviertel, zu dem die Vasco-da-Gama-Straße hinführt, die an die erste

Landung des portugiesischen Seefahrers am 7. April 1498 erinnert. Südländisches Blut, rein und in mannigfachen Mischungen pulst in den Bewohnern dieser niederen Lehmhäuser und engen Straßen. In der, in deren Hand fast der ganze Handel liegt und die teilweise zu großem Reichtum gelangt sind, schreiten in langen, weißen Gewändern einher. Die indischen Frauen tragen silberne Schmuckketten an den Knöcheln. Pralle, dralle, junge Negerinnen, Kikuyus, nur mit einem Kranz von Palmbast bekleidet, tragen die Anmut ihres Körpers mit reizender Natürlichkeit zur Schau. Hellfarbige Mischlinge, besonders solche mit portugiesischem Einschlag, haben oft etwas Bezauberndes in ihrer Erscheinung. Die Araber wohnen in einem eigenen Viertel in etwas größeren und reicher geschmückten Lehmbauten. Vom Glanze der ehemaligen Araberherrschaft in Ostafrika ist nichts übriggeblieben. Das von den Engländern geduldete Sultanat in Sansibar und die ihm unterstellte Gesandtschaft in Mombassa sind nur noch ihr letzter verglimmender Abglanz.

Im alten Hafen sieht man nur noch kleine Dampfer und Barkassen der Eingeborenen, aber die Dhaus mit ihren seltsam geformten Segeln, die an gebogenen Bambusstäben befestigt sind, wirken sehr malerisch.

Von der ungewöhnlich bewegten Vergangenheit Mombassas, von erbitterten Kämpfen, Verrat und ewigem Hader, erzählen noch Ruinen einer Befestigung, die, von Persern erbaut, in die Hände der Portugiesen fiel, welche in Mombassa lange ihren Hauptstützpunkt von Ostafrika hatten, bis sie von den Arabern verdrängt wurden.

Nach schriftlicher Anmeldung erhielt ich die Erlaubnis, das Fort Jesus zu besuchen. Diese ehemalige Festung der Portugiesen dient heute als Staatsgefängnis. Schwarze Männer, nur mit einem Lendentuch bekleidet, und Frauen mit Säuglingen an



der Brust verbüßten hier in primitivster Umgebung ihre Strafe. Drei Eingeborene waren gerade zum Tode verurteilt worden und sollten in den nächsten Tagen hingerichtet werden.

Die Zollbehörde von Kilindini war sehr entgegenkommend, so daß von dieser Seite der Fahrt ins Innere kein Hindernis entgegenstand. Schwieriger gestaltete sich die Regelung der Weiterfahrt im neu eingerichteten Reisebüro K wegen der Sprache. In dieser Not half liebenswürdigerweise der Direktor des schönen Palace-Hotels, in dem ich gewohnt habe.

Nach zweitägigem Aufenthalt verließ ich die schöne Tropeninsel mit dem Zug in der Richtung Voi. Die Wagen sind dem Klima angepaßt, sehr geräumig und bequem. Zunächst wird der Makupasund auf einer 520 Meter langen Brücke überquert, dann Mangrovedickichte, die weite Strecken der ostafrikanischen Küste entlangziehen und so weit landeinwärts reichen, als das salzhaltige Meerwasser ihnen Nahrung gibt. Dann beginnt eine starke Steigung zwischen üppigem Grün und zahlreichen mit Stroh, Hanffasern und Palmwedeln gedeckten Eingeborenenhütten, über die noch Mangobäume ihr dichtes, für die Sonne undurchdringliches Blattwerk breiten, während schlanke Kokospalmen hoch oben in der Büschelkrone ihre begehrten Früchte wiegen, deren Ernte besondere Kletterkunst erfordern mag. Dieser durch reiche Niederschläge genährte dichte Vegetationsgürtel ist häufig von schmalen Lichtungen durchbrochen, auf denen Mais, Bohnen, Bataten, Yamswurzeln und andere Nutzpflanzen gezogen werden. Die Eingeborenen, barhäuptig, die Männer nur mit Lendentuch oder hellfarbigem Hemd bekleidet, die Frauen in bunten Kattunkleidern, schauten lachend nach dem Zug. Prachtvoll gefärbte Vögel waren auf der Insektenjagd begriffen: schnabelgewaltige Nashornvögel und Turakos, Witwen mit ihrem langen Federschleier; Bienenfresser saugten den Honig aus Blü-



tendolden, und allenthalben sah man braune Nester von Weber-  
vögeln in den Bäumen hängen. Die in großen Serpentinaen sich  
emporarbeitende Bahn gestattet schöne Niederblicke auf den ver-  
ästelten Sund von Mombassa, auf die Scharen von Inselchen  
und das blaue Weltmeer. Mazeras mit seinen Versuchsplan-  
tagen und dem Missionshaus wurde passiert, und in noch stärkerer  
Steigung ging's dem Hochland entgegen. An mehreren Halte-  
punkten sahen wir hagere Gestalten der Massai, teilweise mit  
roten Schärpen bekleidet und mit ihrem berühmten Speer bewaff-  
net. Die Frauen trugen ihre schweren Schmuckringe um den Hals  
und Spangen aus Eisendraht an Armen und Beinen. Aus dem  
Schrecken des Landes, dem kriegerischen Räubervolk hamitischer  
Herkunft, das in grausamster Weise die Negerstämme zwischen  
Kenya und Kilimandscharo unterwarf und beherrschte und auch den  
weißen Kolonisten in den achtziger und neunziger Jahren viel zu  
schaffen machte, so daß ein regelrechter Feldzug zu seiner Unter-  
werfung unternommen werden mußte, ist jetzt, wo es auf Reser-  
vate beschränkt ist, ein friedliches, viehzüchtendes Volk geworden,  
das jedoch in neuester Zeit auch Ackerbau betreibt. Dem tatkräf-  
tigen Vorgehen des Majors Kurt Johannes von der damals  
deutschen Militärstation Moschi ist dieser Erfolg zum großen  
Theil zu verdanken. Sein Mitarbeiter, Hauptmann Merker,  
schrieb ein volkskundliches Buch über die Massai.

Je mehr sich der Zug der Hochebene nähert, die besonders den  
Osten Afrikas kennzeichnet, um so spärlicher werden die Sied-  
lungen und Pflanzungen, und in gleichem Maße verschwindet  
auch der üppige Regenwald des küstennahen Landstreifens. Die  
Palmen, Mango- und Affenbrotbäume werden von niederem,  
von Schlingpflanzen durchwuchertem Buschwerk und Dornen-  
sträuchern abgelöst, und von höheren Bäumen stehen nur Euphor-  
bien und verschiedene Kakteen in ziemlich weiten Abständen.

Dürre, gelbliche Grasnarbe überzieht die streckenweise mit Geröll bedeckten Hügelwellen. Je weiter wir kamen, desto mehr litt die Gegend sichtbar unter Trockenheit. Sde und grau verlor sich das Land nach allen Seiten.

Plötzlich war es, als zöge eine dichte, dunkle Staubwolke heran; die durchsichtige Klarheit der Luft war verschwunden. Schon glaubte ich, daß wir in einen Sandsturm gerieten, da fiel im Gang des Zuges das Wort „grasshoppers“. Wirklich, da waren schon einige durch die Fenster hereingeweht — Heuschrecken —. Schnell alles fest geschlossen! Der ersten Wolke folgte eine zweite, eine dritte — und dann bot sich draußen ein unbeschreiblich trostloses Bild der Verwüstung. Die zähen Dornbüsche, alle Sträucher und Bäume waren völlig kahl gefressen, nur Strünke ragten weiß und kläglich wie Gerippe über dem nackten Boden, auf dem jede Spur von Vegetation getilgt war. Auch in den Speisewagen waren einzelne Übeltäter gefallen. Ein sanguinischer Reisender tötete einen solchen mitten auf dem Speisetisch ohne Rücksicht auf die übrigen Gäste. Afrika ließ sich gut an!

Aber nicht nur mit Häßlichem, Grauennerregendem wußte es dem Neuling aufzuwarten, sondern auch mit Herrlichem, überirdisch Schönem. Bei Sonnenuntergang entschleierte es eine seiner Kostbarkeiten. Wir sahen vor der Ankunft in Voi von einer Bodenvelle aus fern im Westen den Kilimandscharo, Afrikas höchstes Gebirge, wie einen von goldenem Licht seliger Sphären überflossenen Baldachin am Himmel hingespant. In unendlicher Zartheit, aber dennoch deutlich unrissen, ragten Kibo und davor in dunkleren Tönen Marwensi, auf breitem Throne ruhend, über das Land empor und wiesen mir die Wegrichtung für den kommenden Tag. Die Entfernung mochte 160 bis 180 Kilometer betragen, doch die ungewöhnliche Klarheit der Luft ermöglichte solche Sicht.





Zwei Löwen und ein Faß



Besuch im Lager





Kokospalme

Während der Abenddämmerung langte ich in Voi an und Herr Schulz, früher ein deutscher Offizier, Sohn eines in Wiesbaden im Ruhestand lebenden Forstmeisters, empfing mich. Herr Schulz wohnt in Uruscha, dem für die Jagdfahrt gewählten Ausgangspunkt. Er war im Auftrag der Reisegesellschaft mit einem Auto schon am Tage vor meiner Ankunft angekommen, um mich abzuholen. Ich bedauerte, daß der Herr wegen meiner unermessbaren Verspätung einen Tag vergebens dort verbracht hatte, erfuhr aber, daß Wartezeiten von Tagen fast die Regel seien. Ein Teil der Reisenden fuhr nach Nairobi weiter. Es waren teils aus dem Urlaub zurückkehrende Beamte, teils junge Leute, die von Europa kamen und ihren Angehörigen, die sich als Siedler im neu erschlossenen Kenyagebiet niedergelassen hatten, folgten. Andere Reisende warteten auf den Anschlußzug nach Moschi-Uruscha. Diese Zweigbahn wurde während des Krieges gebaut. Sie mündet in Nähe auf die von Tanga nach Moschi führende Bahn, die an den sehr regenreichen und daher für die Kultur der meisten tropischen Nutzpflanzen besonders geeigneten Horstgebirgen von Usambara und Pare entlangfährt. Diese Bahn wurde erst 1912 bis Moschi fertiggestellt, nachdem sie schon 1895 begonnen worden war. Auch die Ugandabahn, die 1901 Nairobi erreichte, erlitt während ihres Baues Verzögerungen, und zwar durch Löwen. Bei dem Bau der Esabobrücke wurden nämlich 28 Inder und eine außerordentlich große Zahl schwarzer Arbeiter von diesen Großkagen, die sich aufs Menschenfressen verlegt hatten und fortgesetzt die Nachtlager der Arbeiter überfielen, getötet. Besonders tragisch war das Schicksal eines englischen Ingenieurs, der zusammen mit einem Kollegen und einem deutschen Ingenieur nachts in einem auf ein totes Gleis geschobenen Arbeiterzug, jagdmäßig ausgerüstet, auf die Löwen ansaß. Durch die Hitze ermüdet, schliefen die drei Jäger ein. Der Deutsche und der eine Engländer erwachten plötzlich



durch das tiefe Knurren eines Löwen, sie hörten das Krachen von Knochen und mußten mit ansehen, wie ein mächtiger Löwe mit ihrem Kameraden im Fange aus dem Abteil sprang.

Das Gepäckausladen war recht ermüdend und unangenehm; weil der Bahnsteig im Verhältnis zur Länge des Zuges viel zu kurz war, mußten wir die Stücke in tiefe Mulden des unebenen, lockeren und staubigen Geländes hinunterlassen und sie dann wieder auf einen Karren laden. Dabei herrschte eine greuliche Hitze. Die mitgeführten Wolldecken erwiesen sich in dieser Jahreszeit als fehl am Ort. Obgleich Voi 558 Meter hoch liegt, war es dort wärmer als an der Küste. Die zahlreichen Liegestühle vor dem einstöckigen Bahnhofsgebäude, die Tag und Nacht zur Verfügung stehen, deuten an, daß der Reisende kaum zu anderem fähig ist, als zu ruhen, soweit die Schwärme von Moskitos es zulassen. Die Nacht, die ich dort in der mit Moskitoschutz versehenen Bahnhofsgaststätte verbracht habe, werde ich nie vergessen. Sie war durch die drückende Hitze und Stechfliegen unerträglich, obwohl meine Glieder am Abend gründlich mit der Glitspritze behandelt worden waren.

Wir frühstückten verabredungsgemäß um 4 Uhr früh und begannen 4 Uhr 30 die Autofahrt nach Moschi, denn nur die Morgen- oder späten Nachmittagsstunden können wegen der tödlichen Kraft der Sonne benutzt werden. Rings um Voi liegen ausgedehnte Sisalpflanzungen, und ich wurde hier gleich mit dem Gewächs bekannt, auf dessen Anbau Gegenwart und Zukunft der Landwirtschaft Ostafrikas beruht. Im letzten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts aus Mittelamerika eingeführt, hat die Sisalagave den weitaus größten Gewinn abgeworfen, indem ihre Faser den Manilahanf verdrängte. Flechtwerk und Stoffe, Seile und Tane, selbst Bogensehnen werden daraus hergestellt.

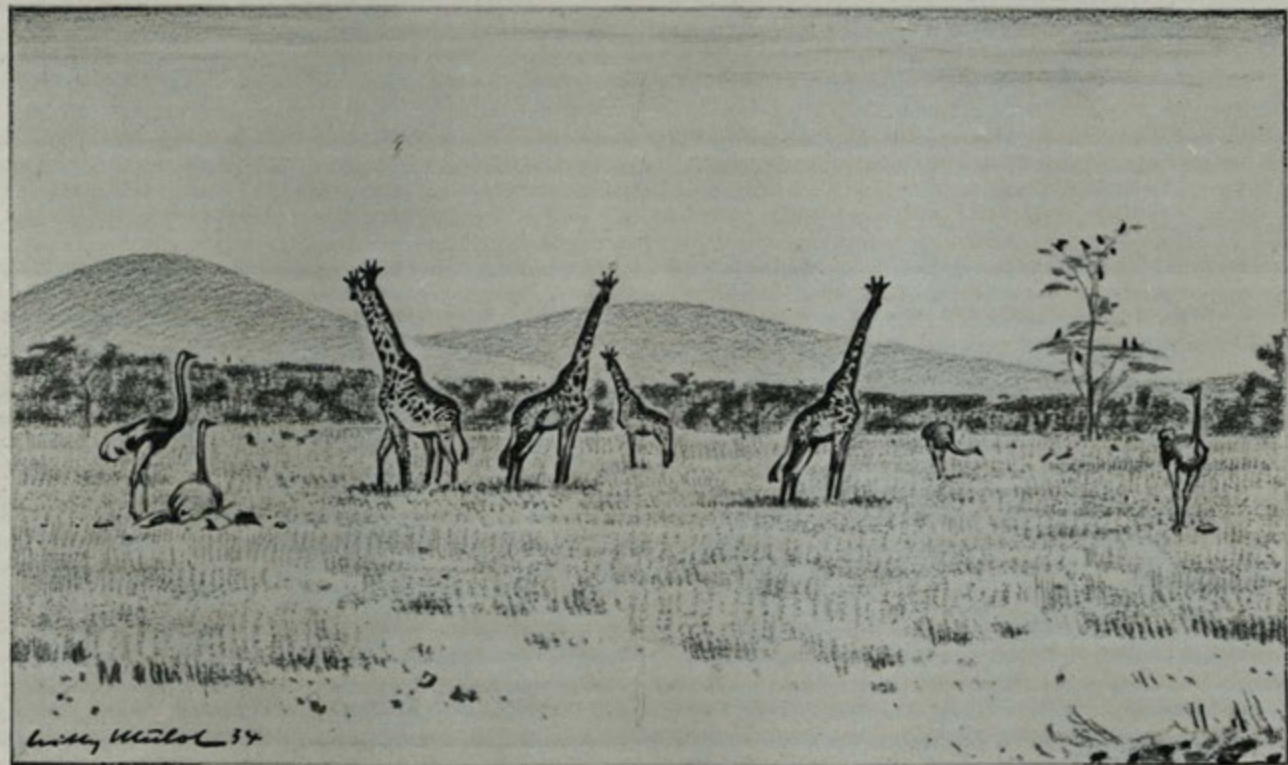


Unsere Fahrt ging dann zunächst durch dichten, undurchdringlichen Busch, das Pori, auf sehr schmalen Weg, auf dem man schwerlich einem entgegenkommenden Wagen hätte ausweichen können, so wenig wie auf einem unserer Holzabfuhrwege. So fuhrten wir lange hügelan, hügelab, in den Talmulden völlig wasserlose Bachbetten querend. Hier und da tauchten Hütten der Eingeborenen auf, deren schwarze Bewohner ihre Morgenmahlzeit bereiteten. Es war ein gespenstischer Anblick, in der beginnenden Morgendämmerung die dunklen Gestalten an dem lodernden Feuer hantieren zu sehen, und es gehörte nicht viel Phantasie dazu, sich vorzustellen, daß man selbst von dieser Gesellschaft am Spieß gebraten werden könnte. Auch an einem Jagdlager von Europäern, das weniger abenteuerliche Gedanken erweckte, kamen wir vorüber und konnten im aufglühenden Frühlicht ganz hervorragende Schießleistungen von Eingeborenen bestaunen, die mit Pfeil und Bogen der Jagd auf Perlhühner oblagen. Weiterhin lichtete sich der Busch mehr und mehr. Wild bekamen wir nicht zu Gesicht, hörten aber hier und da ein Stück abspringen. Nach stundenlanger Fahrt machten wir in der sogenannten Boga, einem Gelände, das weder Steppe noch Buschwald ist, gegen 9 Uhr Frühstücksrast. Dornige Mimosen, teils hohe Büsche, teils Bäume, und in weiten Abständen einige Dumpalmen scheinen für diese Landschaft charakteristisch zu sein. Buntfarbige Vögel belebten die Einöde, und mit dem Glas erkannten wir einige Grantgazellen. Zum erstenmal waren wir auf die mitgebrachten Büchsenkonserven und eingemachtes Obst angewiesen, die um so besser mundeten, als nun beträchtlich nahegerückt, die großartige Vulkamwelt des Kilimandscharo sich vor uns ausbreitete. Wie anders ist sie, verglichen mit Faltengebirgen wie den Alpen, oder mit den emporgepreßten Schollen des Paregebirges, dessen nördlichste Steilstufen fern im Südwesten blauten. Nicht in endlos

langen, einander in Form und Höhe ähnlichen Ketten, auch nicht in einer immer wiederholten Folge von gleichartigen Schollen, die durch tiefe Längs- und Querbrüche voneinander getrennt sind, zieht sich das Vulkangebirge durchs Land: sein Bau ist übersichtlich, einmalig, abgeschlossen mit der einen großen Erscheinung und durch die Art seiner Entstehung in seinem Charakter gänzlich von den genannten Gebirgen unterschieden. Breit hingelagert, in seinen unteren Teilen flankiert von einer großen Anzahl verschieden geformter parasitärer Krater, die bis in die Ebene hinabsteigen, erhebt sich das Basisgebirge in so schwachem Anstieg zu dem dunklen Urwaldgürtel hin, der das ganze Gebirge von etwa 1800 Meter Höhe an bis 3500 Meter umkleidet, daß das Auge nicht fähig ist, die Höhe abzuschätzen, von der aus der Marwensi seine furchtbar zerklüfteten, gewaltigen Türme und Kapitale zum Himmel baut und die hinter ihm aufragende mächtige Kuppel des 6010 Meter hohen Kibo sich mit weißblinkendem Eise panzert. Überwältigt von der Größe und Farbenfülle dieses Bildes versuchte ich, Gesamtheit und Einzelheiten dem Gedächtnis einzuprägen, denn schon begann das leichtbeschwingte feuchte Element mit Wolken es zu verschleiern. Dichte, an Ausdehnung stets zunehmende Schwaden ballten sich in der Waldregion zusammen und bäumten den Riesenleib gegen das Sattelplateau hinan, sodaß die beiden Gipfel bald unsichtbar wurden.

Seltsam ist, wie sehr die Weite der Landschaft und die Ausdehnung des Gebirges über Entfernung täuschen. Soviel Kilometer wir auch zurücklegten, wir kamen und kamen ihm nicht näher. Längere Strecken führte unser Weg neben dem Bahnkörper hin. Wir sahen die blanken Schienen aus der Ferne kommen und in der Ferne sich verlieren. Ab und zu träumte ein kleiner, kastenförmiger Bahnhof in der Einsamkeit, und endlos dehnte sich, von weißem Licht übergossen, die Steppe.





Giraffen und Strauße in der Steppe





Mein erstes Hartbeest



Köder für die Löwen

Endlich waren wir im eigentlichen Kilimandscharogebiet angelangt und hatten damit den Boden unserer alten Kolonie Deutsch-Ostafrika betreten, mit der die Namen von Dr. Carl Peters und Hermann von Wissmann als den Gründern und von Lettow-Vorbeck als dem heldenmütigen Verteidiger untrennbar verbunden sind. Gegen  $\frac{1}{2}$  11 Uhr fuhren wir durch Laveta im Lande der Wadschagga, die die Südhänge des Gebirges bewohnen und diese äußerst fruchtbare Landschaft durch künstliche Bewässerung seit langen Zeiten vorbildlich bebaut haben. Der Ort, obwohl noch in der Steppe gelegen, ist von Gärten und Pflanzungen umgeben. Herr Schulz schlug vor, um der großen Hitze zu entfliehen und Höhenluft zu atmen, gleich von hier aus nach dem 1440 Meter hoch gelegenen Marangu zu fahren. Durch ausgedehnte Sisalpflanzungen und Kaffeepflanzungen, durch Haine von Kokospalmen und wahre Bananemwälder ging's bergan, und ich erfreute mich besonders an dem Anblick der wunderbar malerisch aufgebauten Niederlassungen der Wadschagga. Je höher wir kamen, desto üppiger wuchsen alle Pflanzen, und immer mehr überwog der Kaffee, dessen frischeres, helleres Grün gegen die dunkle Schwere der übrigen Vegetation sich abhob. — Natur, du große Zauberin, mit einer Überfülle grünen Wachstums umgibst du den Reisenden, läßt das windbewegte Blattwerk: breite Fächer, schlanke Wedel, schmale flatternde Bänder und Wimpel ihm zu Häupten rauschen und wehen, hüllst ihn in die Dämmerung schattenkühler Laubengänge, aus deren Tiefe eintönig einschläfernder Gesang zu dumpfem Trommelschlag erklingt, traumhaft und mystisch, denn keines Menschen wird er hier gewahr im üppigen Gerank, und nirgends ist der Eingang zu erspähen zu einer Niederlassung. Dann wieder führst du ihn zu Quellen fröhlicher Betriebsamkeit, wo schwarze Bauern, jung und alt, Mann und Frau, die reifen Früchte brechen, während die Schönheit



junger Mädchen mit der Ernte sich belädt. Die sind wie junge Pflanzen dieses Bodens voll Reiz und Ebenmaß. Der Landschaft Melodie und Rhythmus schwingen in ihrer Haltung, ihrem Gang.

Wie ein Blumenkelch dem Sonnenlicht, so öffnete sich das schwellende Grün der Pflanzungen den lichtübergossenen Häusern von Marangu. Das geräumige Hotel Kibo nahm uns gastlich auf. Der Besitzer, Herr Kloß aus Braunschweig, hat förmlich ein kleines Museum von Jagdtrophäen daraus gemacht. Selbst die Stühle sind aus Elefantensäulen angefertigt, und verschiedene Arten von Großwild lieferten das Material zu ganz eigenartigen Dingen. Als wir das Speisezimmer betraten, saßen da Herr Professor H. und Frau aus Wiesbaden und noch ein Bekannter, der seit längerer Zeit in Ostafrika lebt. Welt, wie klein bist du! Professor H. war auf einer Autofahrt von Südafrika nach dem Viktoriassee und Kenya begriffen. „Wiesbaden am Kilimandscharo“ wurde gebührend gefeiert. Das Essen war vortrefflich, ganz wie in der Heimat. Wir tranken einen „Östricher Lenchen“ von dem über 300 Jahre alten, unter Kunstschutz stehenden Gasthaus „Zum Schwan“ in Östlich im Rheingau und roten schäumenden Ußmannshäuser aus dem Dichter- und Künstlerheim „Krone“.

Darauf hielten wir nach den Gipfeln Ausschau. Haufenwolken verhüllten sie teilweise, doch der Kibo lag da vor uns, ein mächtiger Herrscher, im wunderdollen Schwung seiner Glockenform, die von Süden her besonders in Erscheinung tritt. In blendender Helle schimmert sein weißes Haupt: schneeiges Eis umgibt es lückenlos, und nur wenige Felsen springen daraus vor. Weiter abwärts erst, am steileren Abstieg, gliedert sich die weiße Fläche in blinkende Gletscherzungen, die in dunkelblaue Felschründe hinabreichen. Im Südwesten, wo infolge der stärkeren Niederschläge die Eisbedeckung und Felsverwitterung am größten sind, endet der Gletscher einer gewaltigen Schlucht erst in etwa 4500 Meter



Höhe, während die Nordseite schon bei 5500 bis 5700 Metern eis- und schneefrei ist. An den zerklüfteten Felsen des dunklen Marweni, der 8 Kilometer in der Luftlinie vom Kibo entfernt ist, haftet nur zeitweise ein flüchtiger Schneeanflug.

Der Kilimandscharo, in einem verhältnismäßig trockenen Gebiet gelegen, steht bezüglich der Ausdehnung und Zahl der Gletscher weit hinter den Gebirgsstöcken Kenya und Ruwenzori zurück. Seine Eisoberfläche bedeckt nur etwa 10 Quadratkilometer, während das letztgenannte Gebirge eine Ausdehnung der Vereisung von mehreren 100 Quadratkilometern aufweist. Den Kibo zieren sieben Gletscher, die Gipfel des Kenya dagegen fünfzehn. Alle diese Gebirge unterliegen jedoch seit etwa 1880 einer andauernd wachsenden Entblößung vom Eise, worauf schon Prof. Hans Meyer hinwies, der als erster den Kibo 1889 erstieg. Neue Untersuchungen ergaben, daß der Rückgang der Vergletscherung in den afrikanischen Gebirgen noch nicht zum Stillstand gekommen ist, und W. Heybrocks Forschungen in den europäischen Hochgebirgen und im Kaukasus 1930 bis 1933 bestätigen, daß auch dort der Eisschwund noch anhält.

Von Marangu, dem Ausgangspunkt für Kibo-Besteigungen, führen wir den Höhenrundfahrweg an den Südhängen des Gebirges entlang, der die düstere Größe des Regenwaldes offenbart. Anfänglich Buschwald, der durch kraftvolle Entwicklung sehr von dem Busch der Ebene verschieden ist, wird er in 2000 Metern Höhe mehr und mehr zum ragenden, wild verwachsenen Tropenurwald, dessen Boden Unterholz und umgestürzte Stämme bedecken, die mit weißblühenden Schmarogerpflanzen bedeckt sind, während alle möglichen Schlinggewächse zähe Bande um die mächtigen Wollbäume und Baumsfarne winden, die mit lang herabwallenden Bartflechten behangen sind. Dampfiger Moderhauch lastet betäubend zwischen den griesgrämigen Riesenbäumen unter dich-



tem, schwer herabhängendem Blattwerk. Nebel durchziehen trübselig die nur von blaugrünem Dämmerlicht erfüllten Räume, in denen alles von Feuchtigkeit trieft. Dies ist die schwermütige Heimat des Colobusaffen, der eine gewaltsame Entfernung aus ihr trotz bester Pflege nicht überlebt. Auch der Elefant, der Urwelttriese, lebt in diesem Walde. Gleich der Elenantilope soll er sich auch in der oberen Bergregion zwischen Lobelien und Senecien aufhalten, ja gelegentlich über das Sattelplateau wechseln.

Unser Höhenweg führte nun in tiefe und schwer befahrbare Bachschluchten hinab, die durch Höhenrücken voneinander getrennt, das Gehänge radial zersägen. Wir genossen im Auf- und Niederrfahren unbeschreiblich großartige Ausblicke auf mächtige Bergwände und über ein Meer von Rücken und Kuppen in der Ferne.

Endlich war die untere Waldgrenze wieder erreicht. Maisfelder, Bananenhaine und die ganze Fülle der Pflanzungen geleiteten uns weiter abwärts. Da lag ein Gutshof am Wege, nach europäischer Art angelegt. Dicht dabei spielten kraftvoll gebaute Schwarze Faustball. Und weiter ging's hinab in offenem Gelände. Eine Schafferde breitete sich darin aus. Es waren Tiere verschiedener Arten mit seltsamen Hörnern; auch Ziegen und Kinder grasten in ihrer Nähe. Der dunkelhäutige Hirte geriet vor dem heraufausenden Auto in große Erregung. Dann kam der Friedhof der im Weltkrieg gefallenen deutschen Soldaten. Ein großes schlichtes Kreuz ragt über die Gräber empor und erinnert an die schweren Kämpfe in den Steppen von Moschi und Taveta. In dieser Steppenlandschaft mit einzelnen Schirmakazien und Affenbrotbäumen sahen wir die ersten Giraffen, Gnus und Buschböcke; denn rund um Moschi wie auch um Aruscha liegen Wild-



reservate. In diesen werden dem Wild nur noch Raubkätzgen gefährlich. Hin und wieder kommen Löwen bis hierhin. Sie waren früher zahlreich, sind aber jetzt selten geworden.

Das heutige Moschi ist wegen der Bahn weiter in die Ebene verlegt worden. Das deutsche Fort und die Militärstation wurden aufgegeben. Aber Sol-



daten, schwarze Askaris, sind auch in der neuen Niederlassung reichlich vorhanden. Die sehr schön angelegte Europäersiedlung enthält eine Kaserne, ein Offiziersheim, ein Krankenhaus und etwas abseits eine Flugstation. Moschi ist Mittelpunkt der Kilimandscharopflanzungen. Engländer, Deutsche, Buren und viele Inder haben sich als Pflanzler und Kaufleute dort niedergelassen und betreiben gegenwärtig besonders den Kaffeeanbau.

Die 83 Kilometer lange Straße von Moschi nach Aruscha ist gut. Nur die Brücken sind stark mitgenommen, weil sie bei den häufigen Gewittern der Regenzeit von riesigen Wassermassen bestürmt und unterspült werden. Jetzt allerdings waren die Bachläufe alle trocken, mit grobem Geröll und Steinen angefüllt; nur der Panganifluß führte Wasser. Die Straße hat stellenweise beträchtliche Steigung in Serpentinaen zu überwinden, liegt doch Aruscha in gleicher Höhe wie Marangu. Unvergesslich die Landschaft, die man überschaut. Steppe, deren weiche Wellen wider Regel und Dämme aus Lava prallen, die Zornmale unheimlicher Gewalten sind. Als dunkle blaugrüne Streifen im gelbbraunen Gras begleiten Galeriewälder die Bachbetten der Ebene. Sisalpflanzungen reichen in sie hinab, während zu seiten der Straße meist Kaffeepflanzungen mit eingestreuten Kralen sich hinziehen. Wie eine Mauer stand Gewölk um den Kilimandscharo. Teile des zwischen den beiden Gipfeln schwingenden Sattels wurden vorübergehend sichtbar, während seidige Cumuli die Gipfel selbst ver-



deckten. Auch auf dem Schirakamme, dem Westpfeiler des Gebirges, lagerten Wolken.

Dann wieder verwehrt dichter schweigender Urwald auf weite Strecken hin den Ausblick. Als er seine hohen Tore wieder auftrat, waren wir im Bannkreis eines anderen Vulkanriesen angelangt. Ein finsterner Wächter, bewacht der Meru die ausgedehnten Pflanzungen um Aruscha, auf denen neben den tropischen Nutzpflanzen auch europäische Früchte wachsen. Viele Buren und ehemals von der deutschen Regierung angesiedelte Deutschrussen betreiben neben den Eingeborenen die Bodenkultur. Auch Viehherden sahen wir im Grasland verstreut. Der unmittelbar aus dem Umland über Matterhornhöhe emporragende Meru, eine überaus wuchtige Erscheinung, ließ bei unserer Ankunft in Aruscha eine lange braune Wolkensfahne von seinen Gipfelzinnen wehen, die im Abendschein wie lauterer Gold erglühnten. Im Hotel „New Arusja“, wo wir recht erschöpft und ausgetrocknet anlangten, trafen wir den Jagdleiter, der vor kurzem erst von einer großen Safari zurückgekommen war. Er hatte seit seiner Rückkehr mehrere Erkundungsgänge in die Umgegend gemacht, um festzustellen, wo ich mit ziemlicher Sicherheit Löwen antreffen würde. Außerdem war da mein Jäger Georg Rothbleß, ein Elsässer, derselbe, den Gustav von Hochwächter in seinem Buche „Afrika ruft den Jäger“ erwähnt. Er ist ein an Jagderfahrung reicher, durchaus zuverlässiger Mann, der auch selbst Safaris ins Werk setzt. Alle Einzelheiten wurden durchgesprochen.

Safari







Kudu-Antilope



Wasserbock



Erlegter Gnu-Einzelgänger



Ein Dryg, den ich in endloser Steppe ausmachte



Am 16. Februar früh besorgten wir die Jagdscheine, kauften Munition, liehen Gewehre beim Jagdleiter und trafen alle sonstigen Vorbereitungen. Ich nahm ein großkalibriges 9,3-Millimeter-Militärgewehr, ein Modell, das ich in der Heimat gern verwende. Während der Einkäufe tauchten einige mir vom Schiff her vertraute Gesichter auf und riefen lebhaft die Lage an Bord in Erinnerung.

Um 9 Uhr fuhren wir mit zwei Autos und einem Lastwagen in Begleitung von 12 Tuahelis in nordwestlicher Richtung in die Steppe hinein. Ein Weg war nur die ersten 10 Kilometer zu ahnen. Dann flogen die Wagen über die großen Steine und Erhöhungen des Bodens, über Gräben und Löcher dahin, daß es nur so eine Art hatte, dem ersehnten Ziel entgegen. Der Jagdleiter — unser Führer — fuhr voraus, um den Weg anzugeben. Er wartete auch zwei- oder dreimal auf unser Nachkommen, fuhr aber dann, ohne sich im mindesten weiter um uns zu kümmern, lustig davon, so daß wir ihn bald aus der Sicht verloren und eine Fehlrichtung einschlugen. Schließlich mußten wir umkehren und erneut den Weg suchen. Endlich gelang es mit Hilfe der Schwarzen, die Wagenspur des Jagdleiters aufzufinden. Später zur Rede gestellt, behauptete der Herr, was er angebe, sei immer richtig. Ob die klimatischen oder die schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse oder was immer sonst einen solchen Dünkel hervorgerufen hatten, mag dahingestellt bleiben.



Auf dieser Fahrt bot sich Gelegenheit zu einer interessanten Beobachtung. Soldaten einer englischen Militärstation zeigten uns Heuschrecken, die am Bauche und in der Legeröhre Eier hängen hatten, sie aber nicht ablegen konnten, weil sie durch eine schmierige Masse, hervorgerufen durch lange andauernde Hitzeperiode, verklebt waren. Indem so die Natur eine ungeheure Zahl von fortpflanzungsfähigen Weibchen zugrunde gehen läßt, hilft sie sich selbst gegen Überdormehrung.

Große Mengen Zebras und Giraffen belebten ringsumher die mit einzelnen Mimosen und Flötenakazien bestandene Steppe. Es ist wirklich höchst wunderbar, wie hier Landschaft und Tiere harmonisch zu einer Einheit verbunden sind, so daß man sich eines ohne das andere kaum vorstellen kann. Sind die Giraffen nicht ein bewegliches Abbild der Bäume, neben und unter denen sie stehen und von deren Kronen sie das junge Laub äßen? Die langen Hälse, besonders die dickeren Knorrigen der Bullen, täuschen in überraschender Weise Äste vor. Auf den Rücken der Giraffen saßen Vögel, die mit der Verteilung von Insekten beschäftigt waren. Wurde eine größere Anzahl Giraffen in schwebendem Galopp durch offenes Gelände flüchtig, so erweckte dies die Vorstellung von Fischerbooten in stürmischem Seehafen, deren Masten hin und her schwankten. Ein größter und doch schöner Anblick.



Gegen 13 Uhr kamen wir an den Ort, der für das Lager ausersehen war. Eine Anzahl Hundsaffen verschwand unter Ausferungen des Mißfallens. Der Platz lag unmittelbar neben

einer mit Buschwerk bekleideten Schlucht, in der ein dünner Wasserfaden eine nahe Quelle verriet, und ungefähr 300 Meter von einem Krater entfernt, dessen Inneres in der Trockenzeit oft Löwen Unterschlupf bieten soll. Die Leute begannen sofort mit einer gründlichen Säuberung des Bodens, die in Afrika wegen der Moskitos und der Fiebergefahr besonders wichtig ist. Dann wurden einige Zelte zwischen zwei Bäumen mit weit ausladenden, Schatten spendenden Kronen aufgeschlagen. Unter dem einen Baum wurden die Küche und das Lager der Schwarzen eingerichtet und rings mit einer hohen dichten Hecke aus Zweigen und Dornen, einer Boma, umgeben, wobei nur ein schmaler Eingang offen blieb. Die Schwarzen bauten ihr Nachtlager zum Teil in die Äste des Baumes, weil sie immer Angriffe von Löwen fürchteten. Unweit dieser Boma, zwischen ihr und meinem Zelt, stand unter einem kleinen Baum der Speisetisch, an dem wir die Mahlzeiten einnahmen, und gleich hinter den Zelten standen die Autos. Das Trinkwasser wurde etwa fünf Minuten Weges aus der Schlucht geholt. Leider reichte es nicht für ein Bad.

Gegen 16 Uhr war das Lager fertig. Schon während der Arbeit bezog eine große Anzahl Geier die umstehenden Bäume, erst fernere, dann auch nähere. Sie gewöhnten sich allmählich an uns und wichen nicht mehr während unseres ganzen Aufenthaltes. Die noch verbleibenden zweieinhalb Tagesstunden benutzten wir dazu, uns einzuschließen. Um Löwen nicht zu vergrämen, fuhren wir mit dem Lastauto etwa 6 Kilometer in entgegengesetzter Richtung von dem Orte, wo sie zu vermuten waren. Wir sahen ganze Herden von Wild verschiedener Art. Strauße hatten schon neugierig aus der Ferne dem Lagerbau zugesehen. Nun galt es, an





die Zebras und die mit ihnen vergesellschafteten Gnus heranzukommen. Ein trockenes Bachbett mit Buschwerk gestattete ein Anpirschen unter Wind auf etwa 70 Meter. Ich schoß auf das nächste Zebra, dessen Blatt ein ziemlich gutes Ziel bot, und fehlte glatt. geraume Zeit später kam ich wieder auf ein Zebra in etwas größerer Entfernung zu Schuß mit dem Erfolg, daß es ohne zu zeichnen, wie das erste, mit der Herde flüchtig wurde. Donnerwetter, war das ein Schießen! Doch in Afrika soll es anderen im Anfang auch nicht besser ergangen sein. Als ich aber nach weiterem mühseligem Bergauf und Bergab durch dorniges Gestrüpp einen Gnubullen, der etwas abseits von der Herde auf mich zu stand, dadurch verlor, daß ein anderes offenbar auf der Wacht stehendes Gnu, das ich nicht bemerkt hatte, in dem Augenblick, als ich schon die Büchse heben wollte, schraubend und prustend in meiner Nähe vorbeistürmte und die anderen mitriß, da gab ich, sehr niedergedrückt, weitere Versuche auf. Die Sonne war mittlerweile untergegangen. Dunkelheit breitete die Schwingen weiter und weiter aus, als ich mit meinem Jäger und zwei schwarzen Begleitern durch die Steppe dem Lager entgegenschritt, das wir erst gegen 21 Uhr erreichten. Eine gründliche Körperwaschung folgte, und die vom schwarzen Koch gut zubereiteten Konserven nebst einer Flasche Münchner Bieres hoben die Stimmung bedeutend. Inzwischen war der Mond über die Baumwipfel emporgestiegen. Als ich auf mein Zelt zuschritt, war mir, als sei ich in den silbernen Maschen eines magischen Netzes gefangen. Körperlich fühlbar rieselten die flimmernden Lichtstrahlen hernieder und ließen alle Gegenstände, die in ihrem Bereich lagen, wie verzauberte Märchengebilde erscheinen. Aber im tiefen Dunkel der Schatten schloß ein unergründliches Geheimnis. Sinnend verweilte ich am Zelteingang zwischen dem geisterhaften Licht des Erdtrabanten und dem milden Lampenschein da drinnen. Dann lag ich im Zelt auf meinem Feld-





Kaffernbüffel



Elen-Antilope



Die Beute einer Nacht



bett noch lange wach, ummauert von schwarzem Schweigen, in dem der eintönige Ruf einer Nachtschwalbe wie eine Klage verhallte. Ob und zu ein Knistern und Rascheln, das vom immer regen Leben der Kleintierwelt Kunde gab. Diese Geräusche hielten die Nerven in Spannung. Ich wurde die Empfindung nicht los, daß draußen irgendeine Gefahr auf Samtsohlen ums Lager schlich. Endlich aber sank ich in tiefen, ungestörten Schlaf.

Am 17. Februar ging es um 7 Uhr in Begleitung des Jagdleiters, meines Jägers und einiger Schwarzer auf dem Lastauto in die Steppe hinaus. Tauperlen funkelten an allen Gräsern und Büschen, wie Tropfen nach einem starken Regen. Die Luft war erfrischend kühl, doch nicht lange, dann mußte die Glut der weißen Sonne, die rasch in ihrem steilen Tagesbogen anzusteigen begann, diese Erquickung getilgt haben. In der Ebene standen eine Menge Zebras, Giraffen, Impalas, Gnus, Buschböcke, Grant- und Thompsongazellen; auch Elen- und Pferdeantilopen und Wasserböcke sahen wir vereinzelt in größerer Entfernung. Zierliche Klipp-springer und Ducken flühten eiligst in Deckung beim Herannahen des Wagenungetüms. Es gelang, an einen Gnueinzelgänger heranzukommen. Ich gab einen Schuß ab und ebenso mein Jäger, aber das Tier sprang ab. — Was sind die besten photographischen Aufnahmen von Wild verglichen mit der Natur!? Impalas und Gazellen auf der Flucht sind das Lebendigste, Graziöseste, was sich denken läßt. Aller Erdschwere entkleidet, schweben sie in rasender Fahrt über den Boden hin, um bald hier, bald dort wie geschleuderte Bälle emporzuschellen, und schließlich scheint die ganze Landschaft in ihre Bewegung einbezogen zu sein.

Wir machten an einem Bachlauf Halt, der, von Büschen beschattet, noch einige Wassertümpel in seinem Trockenbett barg, und sahen, daß von allen Seiten stark benutzte Wechsell zu diesen hinführten. Leider war noch kein Wild zur Strecke gekommen. Dagegen





zeigten zahlreiche Geier, die in einer Entfernung von ungefähr  $1\frac{1}{2}$  Kilometer allenthalben in der Luft kreisten, geschlagenes Wild an. Wir sahen mit Hilfe des Fernglases an drei verschiedenen Plätzen je drei Löwen, also neun Stück, versammelt. Mangels jeglicher Deckung erschien ein Herankommen an eine der Löwengruppen gänzlich aussichtslos. Um den Küchenzettel wenigstens etwas zu bereichern, veranstalteten wir in einem kleinen Buschwald ein Treiben auf Perlhühner. Die Schwarzen umkreisten das Gehölz, während mein Jäger und ich uns an seinem Rande aufstellten. Als die Treiber flatschend und rufend vordrangen, kamen mehrere Hühner in Abständen aus der Dichtung und trippelten eilig am Saume entlang, indem sie versuchten, wieder ins Gebüsch zu schlüpfen oder in dürrerem Gras sich zu drücken. Es gelang uns dabei, mehrere zu erlegen. Auch einige Sporenkiebitze und zwischen Lavablöcken ein Steppenhuhn wurden erbeutet. Gegen 11 Uhr kehrten wir zum Lager zurück, ruhten und wußten dann Perlhuhn mit Kompott besonders zu schätzen.

Gegen 15 Uhr auf Pirsch mit Georg, dem Jäger. Wir kamen in ziemlich offener Steppe an einen Trupp Zebras heran, ich feuerte auf ein günstig stehendes Stück aus etwa 150 Meter Entfernung. Die Kugel zerschmetterte die Wirbelsäule, und es war ein so schreckliches Schauspiel, das schöne Tier jammervoll klagend auf die Hinterhand niederbrechen zu sehen, daß mir jede Lust am afrikanischen Weidwerk vergällt war. Ich bat den Jäger, dem Zebra den Fangschuß zu geben. Wir schickten sofort meinen Boy zum Lager, ließen die Beute aufladen und an den Ort bringen, wo wir Löwenfährten festgestellt hatten. Dieser Platz lag etwa fünfzig Minuten vom Lager entfernt unweit einer Trockenschlucht. Zum Schutz gegen die Geier verblendeten wir den Köder durch Auflegen von Reisern. Infolge der großen Wärme setzt die Verwesung sehr bald nach dem Abschuß ein. Dreht der Wind

währenddessen öfters nach verschiedenen Richtungen, so ist dies natürlich günstig. Der Löwe nimmt ja im Gegensatz zum Leoparden bekanntlich Wildbret auch bei vorgerückter Verwesung an. In der Gefangenschaft gibt man Löwen und Tigern gern langgelagertes Fleisch, wenn sie an Darmerkrankung leiden.



Da mein Jäger inzwischen eine Gazelle und ein Onu für die Mannschaft geschossen hatte, so war für die Küche bestens gesorgt. Der Koch verstand die Kunst, abwechslungsreiche, vorzügliche Gerichte zuzubereiten. Abends beschlossen wir, am nächsten Morgen vor Sonnenaufgang zum Pirschgang und dann zum Luderplatz zu gehen, um vielleicht Löwen noch am Mahl anzutreffen.

Am 18. verließen wir dann auch zeitig das Lager. Noch lag tiefes Dunkel über der Steppe, die hellen Sterne blinzelten schlaftrunken in der Morgenkühle, und nur die Umrisse der Baumwipfel, die wie Hügelketten erschienen, waren eben erkennbar. Da schossen plötzlich Lichtpfeile im Osten empor und bildeten hoch im Aether einen schimmernden Fächer. In wenigen Augenblicken war die ganze Landschaft schon in fahles Dämmerlicht getaucht, und dunkle Massen gewannen Form und Gestalt. Ein zartes Rosa überhauchte das Blattwerk der Akazien, das im Frühwind leise zu flüstern begann. Dunkle Wölkchen, in silberner Helle schwimmend, glühten auf wie rote Ampeln, und in der hereinbrechenden Lichtflut entschleierten sich die fernsten Höhen. Flammende Feuerfarben schlugen zum Firmament hinan wie schmetternder Fanfarenklang —: in weißem Strahlengewande entstieg dem Horizont die Sonne Afrikas.

Während dieses großen Schauspiels, das wohl kaum länger



als zwanzig Minuten dauerte, waren wir an den Anfang des trockenen Bachbettes gelangt, das wir nun behutsam entlangpirschten. Als wir etwa 300 Meter vom Luder entfernt waren, gewahrten wir einen Löwen, der offenbar nach beendeter Mahlzeit auf dem Rückweg zu seinem Ruheplatz begriffen war. Wir versuchten, den abziehenden Löwen, der in Deckung ging, einzukreisen und ihm den Weg abzuschneiden, in dem Verlangen, ihn zur Strecke zu bringen. In dieser, die Nerven peitschenden Spannung sprang ich eilends vor, geriet aber mit dem linken Fuß in eine Bodenervertiefung und kam so unglücklich zu Fall, daß ich mir, wie sich nachher herausstellte, zwei Risse in der Achillesferse zuzog. Es bedurfte einer mehrmonatigen ärztlichen Behandlung, bis ich wieder längere Wegstrecken gehen konnte.

Von dem Luder waren nur noch das Gerippe und einige Hautstücken übrig, und diese lagen etwa 50 Meter vom Auslegeplatz entfernt. Die Löwen, Hyänen und Schakale hatten ganze Arbeit getan.

Da mein Fuß anschwell, fuhr ich erst am späten Nachmittag mit dem Jäger zur Pirsch. Es kam wieder ein Zebra zur Strecke, das wir etwa 6 Kilometer vom Lager und einen Kilometer oberhalb der früheren Stelle auf der Ebene an der Bachschlucht auslegten, wo wir ebenfalls Löwenfährten festgestellt hatten. Als wir am 19. frühmorgens auf dem Pirschgang hinkamen, fanden wir das Zebra unversehrt, obwohl in unmittelbarer Nähe uns Löwengebrüll in dem buschartigen Revier begrüßte und in höchste Spannung versetzte. Wir ließen den Wagen kommen, den Kadaver aufladen und in die Nähe der Stelle bringen, wo wir den ersten mit Erfolg niedergelegt hatten. Er wurde wieder gut verblindet und mit einer Kette befestigt, damit die Raubtiere ihn nicht verschleppen konnten. Da infolge meiner immer schlimmer werdenden Beinverletzung die weitere Ausübung der Jagd durch Pirschen leider



unmöglich war, wurde beschlossen, in einem 60 bis 70 Meter vom Luder entfernten Affenbrotbaume einen Hochsitz in etwa 4 bis 5 Meter Höhe einzubauen.

Gegen Abend trafen wir mit dem Lastauto daselbst ein, und mein Jäger und ich begaben uns auf den Hochsitz, den ich wegen meiner schmerzenden Beinverletzung nur mit Mühe besteigen konnte und der zu niedrig, nämlich weniger als 3 Meter über dem Boden, befestigt war, was bei einem Angriff durch Löwen hätte verhängnisvoll werden können. Die Batterie des Lastwagens wurde im Baum angebracht, damit der Scheinwerfer unmittelbar von unserem Sitz aus bedient werden konnte. Der Lichtkegel wurde bei eintretender Dämmerung genau auf das Luder eingestellt, mein Jäger sollte den Scheinwerfer bedienen. Wir lagen auf unseren Matratzen, wegen der Abendkühle in Decken eingehüllt, der Jäger Georg zu meiner Linken. Uns zu Häupten breitete der Nachthimmel all seine funkelnden Sterndiamanten auf dunklem Grunde aus. Ab und zu trug der Wind Bruchstücke monotoner Gesänge aus der Ferne herüber. Irgendwo flötete ein Vogel schwermütige Strophen, und aus der Schlucht gellte wiederholt Höllengelächter von Hyänen. Dazwischen wieder tiefe Stille. Wir schlummerten allmählich ein. Mitten in der Nacht — es war kurz nach 2 Uhr — erwachte ich durch einen Rippenstoß von Georg. Wo war ich? Was war das? Ein tiefes Knurren, ein Krachen von Knochen — Löwen bei der Mahlzeit. Ich erbehte unter der Gewalt dieser schaurigen Symphonie, mit der Afrika in finsterner Nacht sein tiefstes, dunkelstes Geheimnis preisgab. Selbst der einheimische Jäger erlag der Wucht dieser elementaren Töne. In diesen Augenblicken trat der Jäger zwangsläufig zurück vor dem



erschütterten, naturverbundenen Menschen. Und doch — galt es nicht, jeden Augenblick zu nützen?! Man fährt nach Afrika, um Löwen zu schießen, liegt zur Nacht mit geladener Büchse schlafend auf einem Baum, erwacht plötzlich, hört Löwen am Luder in Schußweite —

Schwere, lautlose Atempause zunächst. Stark klopfen die Herzen, jeder Pulsschlag ist hörbar. Wir richteten uns leise auf, ich lasse, entgegen der Verabredung, den Scheinwerfer aufleuchten. Ein phantastisches, überwältigendes Bild — im Lichtschein drei Löwen am Luder, ein männlicher und zwei weibliche.

Im Augenblick sprangen die Löwen auf. Sofort hatte ich einen Mähnenlöwen im Fodenkreuz, wurde aber nicht fertig. Zu spät! Schon waren die Löwen abgesprungen. Große Enttäuschung! Die Aufeinanderfolge: Lichteinschalten, Schießen, war für eine Person nicht durchführbar, weil die Tiere augenblicklich verschwanden. Ich entschloß mich deshalb, das nächste Mal sofort zu schießen.

Nach etwa zwei Minuten ließen wir den Scheinwerfer wieder aufleuchten. Der männliche Löwe stand in etwa 120 Meter Entfernung, eine Löwin in etwa 170 Meter. Dazwischen Hyänen und Schakale. Wir legten gemeinsam an, ich zählte auf drei, beide auf den männlichen Löwen gerichtete Schüsse krachten, leider ohne zu treffen. Die Löwen waren trotz der Blendung abseits flüchtig geworden. Die Umrisse der Tiere waren verhältnismäßig gut zu erkennen, ihre Lichter leuchteten wie Phosphor, ein schaurig-schönes Bild!

Der Scheinwerfer wurde abgeblendet, wir versuchten erneut zu ruhen. Georg war der Meinung, daß die Löwen bald wiederkommen würden, weil sie sich im Dunkel der Nacht nicht abschrecken ließen. Nach einer Viertelstunde hörten wir auch wieder die nervenpeitschende Symphonie der Löwen am Luder. Wir erhoben uns nach einigen Minuten langsam. Georg war etwas voreilig,



ich hielt ihn noch zurück; aufgerichtet suchte ich die Richtung zu den Löwen und ging in Anschlag. Der Scheinwerfer wurde geräuschlos angestellt. Ein Löwe war am Luder, seine Breitseite mir zugewendet. Er sprang sofort hoch und äugte in höchster Spannung und in majestätisch aufgerichteter Stellung in den Lichtkegel. In demselben Moment hatte ich ihn im Fadenkreuz und schoß. Der Löwe brach mit drohendem Knurren und Gebrüll zusammen. Der Schuß Georgs traf den Löwen unterhalb des Rückgrates, ohne aber edle Teile zu verletzen. Ein furchtbares Brüllen setzte ein, der Löwe sprang plötzlich über das Luder, grub sich mit seinen spitzen Krallen tief in den Boden ein, sprang dann wieder auf, flüchtete etwa 30 Schritte und blieb sichernd stehen. Ich entschloß mich, noch einmal auf ihn zu feuern, worauf sich der Löwe auf die Seite legte. Während des ganzen vom Scheinwerfer beleuchteten Vorganges dröhnte andauernd wildes Gebrüll.

Nunmehr wurde der Scheinwerfer abgestellt. Nach etwa zwei Minuten ließen wir ihn wieder aufleuchten und sahen gerade, wie die Löwin zu dem am Boden liegenden Löwen langsam tastend herantrat. Der hatte offenbar ihre Witterung und erhob ein markerschütterndes Brüllen. Mit seiner ganzen gewaltigen Kraft nahm er Abschied von seiner Gefährtin, sprang im Todeskampfe nochmals auf, tat noch einen Satz und brach seltsam stöhnend tot zusammen. Erleichtert sagte Georg: „Er ist verendet.“ Mein erster Schuß saß Blatt.

Wir verscheuchten nun zunächst die Hyänen und Schakale mit dem Scheinwerfer und legten uns wieder zur Ruhe nieder. Georg schlief alsbald. Ich konnte nicht mehr schlafen, bis ins Innerste aufgewühlt von dem soeben Erlebten, und lauschte unter dem Nachthimmel der Tropen weiter den Stimmen der Wildnis. Wie anders war dies alles als eine Nacht in den heimatischen Wäldern!



Gegen 3 Uhr setzte plötzlich, ohne daß vorher das Herannahen eines Tieres zu hören war, ein lang anhaltendes, noch mächtigeres Brüllen als zuvor unmittelbar unter unserem Lagerbaum ein. Ich mußte annehmen, der Löwe hatte Witterung von uns, und ich war atemlos auf das Schlimmste gefaßt. Zögernd weckte ich Georg, der mir erklärte: „Das ist ein Alter.“ Ich nahm an, der Löwe würde sofort an das Luder gehen, er zog aber 200 bis 300 Meter unter fortgesetztem Knurren und Brüllen von dannen. Allmählich verstummte er, kehrte aber geräuschlos zurück und war plötzlich am Luder. Auch jetzt hatte Georg es wieder sehr eilig, wollte sogleich hoch, doch auch diesmal hielt ich ihn zurück. Alsdann richteten wir uns auf, ich ging wieder in Anschlag, das Gewehr fest in die Schulter gedrückt, und gab Georg ein Zeichen zum Einstellen des Scheinwerfers. Der Löwe sprang auf und drehte mir seine Front zu. Im selben Augenblick war ich schußfertig und gab Feuer. Der Löwe sank zusammen, legte sich langsam auf die Seite, zog die linke Pranke an und streckte den Schweif in die Luft. Ich hatte ihn in den Kopf getroffen. Georg umarmte und beglückwünschte mich, er konnte es gar nicht fassen, daß der Löwe so gut getroffen und sofort verendet war. Im Gegensatz zu dem ersten, etwa fünfjährigen Löwen, gab dieser etwa zwölfjährige Löwe, der eine sehr gute Mähne hatte und als annähernd Kapital angesprochen werden konnte, keinen Laut von sich. Wir beide waren begeistert. Auch für Georg war dieser Abschluß ein noch nie erlebtes Ereignis.

Der Kopfschuß ist zweifellos der sicherste und beste, freilich ist es schwierig, ihn stets mit Sicherheit anzutragen. Wäre die Kugel 3 Zentimeter höher gegangen, so hätte ich den Löwen gefehlt. Dieser Schuß erinnerte mich an das Weidmannsheil auf meinen ersten Gamsbock vor einigen Jahren. Ich schoß ihn auf etwa 170 Meter Entfernung, die Kugel drang in den Knochen des Wind-

fanges, wurde abgelenkt und durchschlug die Schlagader. Zwei Zentimeter höher wäre der Schuß fehlgegangen.

Wir hatten uns wieder zur Ruhe niedergelegt, schalteten aber bald den Scheinwerfer ein, um die umherschleichenden Hyänen und Schakale zu verjagen — und schauten in die grün leuchtenden Lichter einer Löwin. Schnell legte ich an, drückte, aber der Schuß ging nicht los, da ich vergessen hatte zu entsichern. Die Löwin hatte sich inzwischen empfohlen.

Beim ersten Morgengrauen überreichte mir der Jäger meinen Bruch, einen in Schweiß getränkten Akazienzweig. Wir stellen fest, daß der erste Löwe ungefähr 50 bis 60 Meter entfernt und der alte Löwe unmittelbar neben dem Zebra lag.

Als bald rollte das Lastauto heran, um uns abzuholen. Die Schwarzen waren aufs höchste erfreut, da Simba für sie der Inbegriff des Schreckens ist. Die Löwen wurden aufgeladen und im Triumph ins Lager gefahren. Schon von weitem erhoben die Schwarzen beide Hände zum Zeichen, daß zwei Löwen zur Strecke gekommen waren.

Erst im Lager kam mir recht zum Bewußtsein, welches Weidmannsheil mir widerfahren war. Die Bewunderung und Freude des Jagdleiters, des ersten Jägers, der Schwarzen und der inzwischen eingetroffenen Gäste waren außergewöhnlich.

Nach diesem ereignisreichen Tag, den ein Löwentanz der Schwarzen beschloß, führen wir täglich mit dem Lastauto in die Steppe und blieben häufig den ganzen Tag über draußen, mittags den Strahlen senkrechter Sonne ausgesetzt, gleich Peter Schlemihl Männer mit verlorenem Schatten. Wir führten immer reichlich Getränke mit, vor allem Tee, der aber trotz-





dem gewöhnlich nicht ausreichte. — Besonders lieb waren mir die Pirschgänge und -fahrten in der Steppe zusammen mit meinem Jäger und zwei Euahelis als Büchsenträgern. Sobald die Sonne hervorkam, begann die Luft über dem Boden zu zittern und zu vibrieren, so daß die Wildherden wie von der Erde losgetrennt erschienen. Dies erschwerte das Schützen der Entfernung und die Schießsicherheit sehr.

Wild verschiedenster Art wurde unsere Beute: eine Anzahl Thompsongazellen, Impalas, Zebras, Buschböcke und Klipp-springer, ferner Gnus, Hartbeester, Dryx- und andere Antilopen, die erstaunlich zählebzig sind und in der Regel erst durch mehrere Schüsse zur Strecke gebracht werden konnten. Einen Dryx verfolgten wir einmal stundenlang und konnten ihn erst nach etwa einem Duzend Schüsse auf die Decke legen.

Sofern wir Wild festgestellt und uns zum Schießen entschlossen hatten, wurde kurzerhand mit dem Lastauto darauf zugefahren. Gewöhnlich ließ das Wild den Wagen auf 200 bis 400 Meter herankommen, ehe es flüchtig wurde. Doch beobachtete ich einmal, wie ein kleines Rudel Gnus, bei dem sich Kälber befanden, schon auf eine Entfernung von etwa 1 bis 1 $\frac{1}{2}$  Kilometer flüchtig wurde. Gnus fand ich auch auf der Pirsch zu Fuß recht scheu und vorsichtig. Kam ich ohne Deckung näher, so hörten diese seltsamen Rinderantilopen schon zu äsen auf, wenn ich noch sehr weit entfernt war, und verhofften mit erhobenem Haupte; dann wurden sie unruhig, machten spielerisch einige Bocksprünge, troteteten in einem oder zwei Kreisbogen gegen mich hin und flüchteten. Ich traf Gnubullen öfter in Gesellschaft von Zebras und Impalas und auch einmal von Rudus. Unvergeßlich ist das Bild einer im polternden Galopp flüchtenden Gnuberde, wenn der trockene Lateritboden unter den Hufen wie eine Tenne erdröhnt und die Tiere in einer Staubwolke verschwinden.



Die einheimischen Jäger schießen in einer Entfernung von 300 bis 400 Meter auf das Wild. Selten habe ich Fehlschüsse gesehen. Ich selbst habe auch nicht annähernd so gut geschossen, wie der mich begleitende Jäger, weshalb dieser durch meinen Schuß auf den zweiten Löwen geradezu verblüfft war.

Häufig sahen wir Einzelgänger verschiedener Arten von Großwild, es waren gewöhnlich alte männliche Tiere, die, von jüngeren abgekämpft, sich vom Rudel absondern und ein Einsiedlerdasein fristen. Sie sind den Angriffen von Raubtieren besonders ausgesetzt, daher sehr auf ihrer Hut. Auch kleinere Rudel Kudus und Gok's Hartbeester, von den Eingeborenen auch Kongoni genannt, zeigten sich sehr scheu, wenn sie nicht in Gesellschaft anderen Wildes ästen. Im Gegensatz zu ihnen blieben Giraffen manchmal stehen und äugten nach uns, wenn wir kaum weiter als 50 Meter von ihnen entfernt waren; auch flüchteten sie dann nur kurze Strecken. Sobald wir um eine Hügelwelle herumkamen, ragten ihre langen Hälse schon wieder in die Luft, ihre schlanken Köpfe waren uns neugierig fragend zugewendet. Diese schönen, eigenartigen Geschöpfe stehen unter Naturschutz; auch ohnedies hätten wir keines erlegt.

Oft wünschte man, den Zeichenstift so meisterhaft führen zu können, wie der zu früh verstorbene Wilhelm Kühnert, um die Erscheinungen all des Tierlebens, das sich in diesen Steppen ausbreitet, im ganzen wie auch in charakteristischen Einzelheiten festzuhalten. Besonders, wenn größere Rudel verschiedener Arten zusammen sind und sich unbeobachtet glauben, offenbart sich eine uner-schöpfliche Fülle anmutigster Szenen und Bewegungen. Hier ragen die langen geraden Hörner, die beide Geschlechter der Dryx zieren, hinter niederem Buschwerk hervor, neben



dem ein Sprung der schönen zartgliedrigen Grantgazellen mit ihrem leierförmigen Kopfschmuck steht. Eines der Tiere tut sich gemächlich nieder, ein anderes kratzt sich mit den Schalen eines Hinterlaufes am Gehörn. Dort spielen Zebras miteinander, tänzeln und springen im Kreise herum, richten sich auf, fuchteln mit den Vorderläufen in der Luft und zeigen ihr blendend weißes Gebiß. An anderer Stelle wiederum sind zwei Gnubullen aneinandergeraten. Die dunkelbemähten Stiernacken heruntergebeugt, die Hörner gegeneinander gestemmt, messen sie sich mit bösen Blicken, um schnaubend den Kampf zu beginnen. Und abseits liegt, von der Sonne weiß gebleicht, das Skelett eines Nashorns und gibt Kunde davon, daß auch dieser Dickhäuter früher hier heimisch war.

Die Steppe war sehr dürr, denn es war gegen Ende der Trockenzeit. Doch sproß an vielen Stellen, wo Brände den Boden gesäubert hatten, schon junges Gras hervor, offenbar getränkt von dem starken nächtlichen Taufall. Das Wild bevorzugt solche Plätze und ist viel leichter zu beobachten und zu schießen als dann, wenn das Gras durch Regen allenthalben hochgewachsen ist. So bekamen wir außer einem Hasen, der wesentlich kleiner als bei uns ist, auch eine mittelgroße Schlange zu Gesicht, die sich nahe dem Wurzelwerk eines Baumes sonnte. Sie wurde mit einem Spaten erschlagen und dann abgehäutet. Auch der Abschluß von Federwild: Perlhühnern, Kiebitzen, Trappen, Steppenhühnern und Frankolinen wurde durch die Dürre erleichtert. Störche sahen wir zu Tausenden; sie waren mit der Vertilgung von Heuschrecken beschäftigt. Es sah von ferne aus, als sei die Steppe dort, wo sie sich versammelt hatten, mit lauter blühenden, vom Winde bewegten Sträuchern bedeckt.

Selten wohl begegnet man Löwen während des Tages, außer wenn man sie frühmorgens am Luder zu überraschen sucht. Daß wir am zweiten Jagdtag weit draußen in der Steppe drei verschie-



dene Gruppen von Löwen am Riß von einem Punkte aus und zur selben Zeit mit dem Glase sahen, war sicherlich ein ungewöhnliches Vorkommnis und nur durch die vorübergehende Ansammlung von Löwen in dieser Gegend zu erklären. Seitdem wir Wildbret im Lager hatten, hörten wir allnächtlich Löwengebrüll, oft in unmittelbarer Nähe. Jeder, der es zum ersten Male erlebt, erliegt diesen mächtigen Urlauten der Wildnis. An einem der ersten Abende der Safari stand ich ganz nahe meinem Zelt unter einer Flötenakazie und lauschte dem leisen Pfeifen, das der Wind in den eigentümlichen zwiebelähnlichen Höhlungen ihrer Äste hervorrief, als plötzlich aus dem Dunkel das U—u—u—u—ooh . . . U—u—u—u—ooh eines Löwen mir entgegenschlug in so furchtbarer Nähe und mit solcher Gewalt, daß buchstäblich der Boden erzitterte und ich schleunigst zur Büchse griff. Eines Nachts stieg ein Löwe sogar am Lastauto hoch, verschwand aber sogleich, als vom Jagdleiter, der auf dem Wagen schlief, ein Schuß in die Luft abgefeuert wurde. Nach einer anderen Nacht, in der wir durch das Gebrüll kaum zur Ruhe gekommen waren, zeigten Prankenabdrücke auf der Erde, daß Löwen unmittelbar an meinem Zelt vorbeigewechselt waren. Später entschlossen wir uns, falls wir wieder nachts in so unliebsamer Weise gestört werden sollten, auch im Lager einen Löwen zu schießen. Die Tiere blieben aber dann aus, weil der Frühregen einsetzte. Der Versuch wäre auch bedenklich gewesen, da ein Erfolg nur mit dem Scheinwerfer oder beim hellen Schein des Vollmondes zu erwarten war, während die Löwen, die ja auch im Dunkel eräugen, uns mit Leichtigkeit hätten annehmen können. Überdies muß der Jagdleiter, der die Verantwortung für das Wohlergehen der Eingeborenen — nicht der Gäste — trägt, besorgt sein, daß Überfälle von Großwild im Lager oder in Steppe und Busch vermieden werden.

Nachtfeuer haben wir nicht angelegt, obwohl kaum eine Nacht

ohne Besuch der Löwen im Lager verging. Neben dem Nachtlager im Zelt lag stets das schußfertige Gewehr, um etwaigen Angriffen begegnen zu können.

Mit Vorliebe schlägt der Löwe Zebras, Kudus, Gnus und Giraffen, er beschleicht entweder nachts ein Rudel und tötet nach einem gewaltigen Sprung ein Stück durch Prankenschläge und einen Biß ins Genick, oder er veranstaltet eine Treibjagd, wobei ein oder mehrere männliche Löwen das Wild durch Brüllen verängstigen und den unter Wind lauernden Löwinnen zutreiben.

Das Zusammenleben des verschiedenen Wildes zum Schutz gegen Raubtiere erfolgt nach dem Grundsatz: Augentier zu Nasentier: Giraffe und Strauß zu Gnu, Zebra und Antilope. Da auch das Gehör des Wildes sehr feinnervig ist, so droht ihm tagsüber außer vom Menschen wenig Gefahr. Wenn ein Löwe durch das offene Gelände wandert, wird das Wild am Tage sehr selten flüchtig, es verfolgt nur aufmerksam das Benehmen des Löwen, und dieser weiß, daß ein Herankommen an das Wild für ihn aussichtslos ist. Giraffe und Zebra, die keine sichtbare Waffe tragen, können sich gegen Raubtiere außer Löwen sehr wohl mit Hufen und Zähnen verteidigen und schlagen sie meist in die Flucht.

Noch heutzutage werden in Afrika alljährlich viele weißen Jäger und eine große Menge Eingeborener von Löwen, Büffeln, Elefanten und Nashörnern getötet oder verwundet. (Auch ein Baron Rothschild kam einst durch einen Büffel ums Leben.) Wie dreist der Löwe Menschen überfällt, geht aus dem Vorkommnis beim Bau der Ugandabahn hervor; ähnliche Fälle ereignen sich immer wieder. Mein Jagdleiter war erst kurz vor meiner Ankunft von schwerer Verwundung durch einen Löwen, der ihn angefallen hatte, nach dreimonatigem Krankenlager genesen. Ein anderer Jäger hatte durch die Krallen einer Löwenpranke nur eine leichte Fleischwunde erhalten, starb aber nach wenigen Tagen an Blut-



vergiftung, da Spuren von Mas in die Wunde gelangt waren.

Die Hyäne, der Totengräber, ist allenthalben, wo Wild steht,

anzutreffen. Kein krankes, angeschossenes oder altersschwaches Tier — und sei es ein Löwe — entgeht ihr. Wir sahen nur die Streifenhyäne, die sich in Gesellschaft von Schakalen und Geiern beim Mahl des Löwen einfand, von diesem kaum beachtet. Die stärkere Tüpfelhyäne soll unter Umständen auch Menschen gefährlich werden. Ihre starken Kinnbacken und ihr stahlhartes Gebiß ermöglichen ihr, jeden noch so widerstandsfähigen Knochen zu zerkleinern. Bronsart von Schellendorff berichtete, daß eine Höhle, in der zwei Tüpfelhyänen hausten, in deren Abwesenheit von einem Leopardpaar bezogen wurde. Die Hyänen fanden sich



zunächst mit der Tatsache ab, daß sie von den gewandten, gefährlichen Großkatzen aus ihrer Behausung verdrängt worden waren und trieben sich mehrere Tage und Nächte in der Wildnis herum. Von einem Gewittersturm überrascht, kehrten sie jedoch zur Höhle zurück und gingen hinein. Es entspann sich ein furchtbarer Kampf, an dessen Ende das Leopardeweibchen

eilends aus der Höhle flüchtete. Die männliche Hyäne hatte dem anderen Leopard den Fang abgebissen.

Das Lagerleben war schön und unterhaltsam, das Essen vorzüglich. Meist gab es Wildbret, das wir geschossen hatten. Am besten mundete mir das zarte Fleisch der Thompsongazelle mit Kompott oder Dörrobst. An Getränken hatten wir Whisky - Soda und Münchener Bier, das aber, trotz der

erheblichen Abkühlung während der Nacht, immer viel zu warm war.

Häufig wird von Neulingen der Fehler begangen, im Anfang zuviel frisches Wildbret zu essen, weil es wegen der Hitze nicht lange hängen kann. Die Folgen sind ruhrartige Anfälle und Darmbluten. Leider mußte auch ich diese Erfahrung machen, doch wurde durch rechtzeitige Gegenmaßnahmen weiteres vermieden. Es ist vorteilhaft, genügend Makkaroni, Reis, Gemüse und getrocknete Früchte mitzuführen.

Nachmittags verfolgten wir mit Interesse das Aufspannen, Waschen, Reinigen und Trocknen der Häute und die Behandlung der Hörner und Schädel durch den Präparator. Abends hörte ich gern den Erzählungen meines Jägers zu, bewunderte den Sternhimmel und den verdrehten Mond, der zunimmt, wenn er ein A bildet. „Ja,“ meinte Georg, „wir sind hier auf englischem Boden, und wenn der Mond ein C schreibt, dann ist er crescent moon!“ Da wir im Lager von Moskitos kaum belästigt wurden, konnten wir im Freien auch noch ein Spiel Karten wagen.

Ein abenteuerliches Bild war es, wenn die Schwarzen sich abends zum Essen um die Lagerfeuer gruppierten und wenn sie ihre verschiedenen Tänze, kriegerischer und erotischer Art, die sie mit einem eigentümlichen Gesang in Suahelisprache begleiteten, uns vorführten. Die besten Tanzleistungen wurden von mir mit kleinen Preisen ausgezeichnet. Den streng rhythmischen, monotonen Gesang hörte ich auf der Rückfahrt zum letzten Male in Djibuti.

Die Eingeborenen sind sehr genügsam. Mais, Reis und vielleicht noch Hirse bilden ihre Hauptnahrung. Mit wenigem sind sie zufrieden. Gibt es aber Nyama (Fleisch) in Fülle, dann kennt ihre Gefräßigkeit keine Grenzen. Die meisten Arbeiten,





Jagdbegleiter



Neidlose Gratulanten



Löwe am Riß



Annehmendes Nashorn



auch das Tragen von Lasten, liegen den Frauen ob. Der Suaheli stellt keine Anforderungen an die Lebenshaltung, arbeitet daher wenig und lebt von dem Ertrag seiner Viehherden. Die Männer kleiden sich sehr einfach, die Frauen tragen als Schmuck Halsketten, Armringe, Perlschnuren u. dgl. Beide Geschlechter sind von schlanker, schmäler Gestalt.

Seit zwei Tagen hatte der Frühregen eingesetzt. Befreit atmete man auf. Etwas vorzeitig war er eingetroffen, vielleicht um sein Ausbleiben im vergangenen Jahr, das Mißernte und Not hervorgerufen hatte, wettzumachen. Uns Jägern machte er einen Strich durch die Rechnung. Wenn die ersten heftigen Platzregen sich auch schnell im ausgedörrten Boden verliesen und wir auf den Pirschfahrten den strichweise niedergehenden Güssen zunächst ausweichen konnten, so bedeckte sich die Steppe doch im Umsehen mit jungem Grün, das sich mit Feuchtigkeit vollzog, die den Boden durchweichte. Bald war nach einem Regenschwall kein Fortkommen mehr, der Wagen blieb wiederholt im Schlamm stecken und mußte mühevoll von den Schwarzen herausgeschoben werden. Unter diesen Umständen entschlossen wir uns, die Jagd schon am 28. Februar abzubrechen. Von meinem ursprünglichen Vorhaben, weiter im Westen den Fahrten des Büffels zu folgen, mußte wegen meiner Fußverletzung ohnehin Abstand genommen werden. Sehr bedauerte ich auch, um einen Besuch des Ngorongorokessels gekommen zu sein. Der Blick vom 70 Kilometer im Umfang messenden Kraterrand in den 600 Meter tieferen Kraterboden mit kleinen Seen und mit seinen riesigen Wildherden soll unergleichlich sein.

In der endlosen Steppe sind mir während meines Aufenthaltes niemals Menschen begegnet, außer einigen Suahelis, die mit Speeren bewaffnet ihre Viehherden beaufsichtigten.

Am Tage der Abfahrt wurden nach dem Mittagessen die Zelte

in wesentlich kürzerer Zeit, als zum Aufbau nötig gewesen war, abgebrochen. Die Rückfahrt nach Aruscha mit dem vollbepackten Lastwagen, der oft im Morast versank, war sehr schwierig und zeitraubend. Am Ziel angelangt, teilte ich die mitgebrachten Geschenke an die Eingeborenen aus: Armbänder, Perlenketten, die sie sofort anlegten, und Stoffe, außerdem Mundharmonikas, quakende Entchen, worüber sie sich kindlich freuten, und andere belanglose Dinge. Sodann erhielt jeder noch einen kleinen Geldbetrag. Den Schluß bildete ein fester Händedruck.

Diesmal wohnte ich in Aruscha im Hotel Sieber, dessen Besitzer ein stämmiger, rühriger und liebenswürdiger Thüringer ist. (Sein Vater ist Bahnhofswirt in Nordhausen am Harz und besitzt eine prächtige Trophäensammlung.) Ich war sehr gut untergebracht. Auch Oberst Leutwein wohnte einst dort. Unmittelbar vor dem Hotel ist eine kleine Quelle, an der Hunderte von Schwarzen Wasser schöpfen, denn eine Wasserleitung fehlt dem Ort noch. Auf der Hotelterrasse genoß ich den wundervollen Anblick des gewaltigen Meru, der in der Form dem Watzmann ähnelt, wie man ihn von Berchtesgaden aus sieht, aber viel größer und wuchtiger ist. Zur Abendfeier hatte er ein lichtiges Strahlengewand angelegt und seine zackige Gipfelkrone erglühete nach Sonnenuntergang in leuchtendem Purpur. Ein Abschiedsgruß der Berge Afrikas!

Hier, wie so oft in empfindsamer Stimmung, schweiften die Gedanken zu vielfach erlebtem Alpenglühen in unseren europäischen Hochgebirgen. Hier wie dort — eines übertrifft das andere in seiner Eigenart.

So saß ich vor meiner Abreise noch manches Stündchen auf der Hotelterrasse bis tief in die Nacht im Kreise deutscher Kameraden, unter denen auch ein bekannter früherer Plantagenbesitzer war, der — ein Opfer der Krise — heute sein kärgliches Dasein



als Dolmetscher fristet. Nicht zuletzt wurde über bestandene Gefahren gesprochen. Außer der Begegnung mit den Löwen in offener Steppe war ich in noch größerer Gefahr auf dem in fahrlässiger Weise zu niedrig erbauten Hochsitz gewesen, den der dicht darunterstehende Löwe mit leichtem Sprunge hätte erreichen können. Der günstige Wind war damals unser Glück. Wir hätten auf dem flachen Boden des offen und zu niedrig gebauten Hochsitzes gegen den im Dunkel äugenden Löwen jedenfalls nichts ausgerichten können. So hat denn auch der Jagdleiter auf meine Be-  
anstandung hin für die nächsten Nächte, in denen ein anderer Jagdgast kam, den Hochsitz höher einbauen lassen. Zu einem Abschuß ist es jedoch hierbei nicht gekommen. Man sieht also aus meinem Erlebnis, daß selbst ein erfahrener Löwenjäger mitunter Fehler machen kann. So möchte ich es auch als Unterlassungs-  
sünde bezeichnen, daß nachts im Lager kein Feuer unterhalten wurde. Es mag vielleicht ein Zufall gewesen sein, daß beides uns nicht zum Verhängnis wurde.

Trotz der überstandenen Anstrengungen und Gefahren aller Art brennt in meinem Innern das Verlangen, mein Weidmannsheil in Afrika nochmals zu versuchen oder anderswo auf Tiger, Büffel und Leopard zu jagen.

Ich habe zwar die wildreichen Gebiete Ostafrikas verlassen, aber das dort Erlebte wird mir immer unvergessen bleiben.

Trag' im Herzen tief dein Bild,  
Traumland du, mein Jagdgesild,  
Jägerleben frei und frank!  
... Weidmannsheil! — und Weidmannsdank!

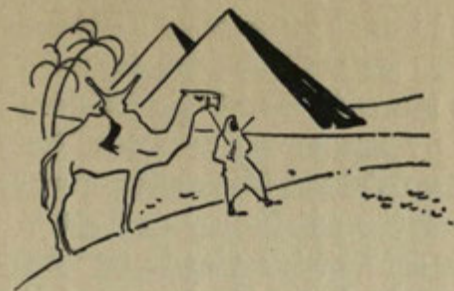




Heimkehr







Tags darauf fuhr ich mit Georg im Auto nach Voi zurück. Die Landschaft zeigte durch den Witterungsumschlag einen veränderten Charakter. Von den Gebirgen sahen wir nichts mehr, sie steckten tief in Wolken. Zwischen Aruscha und Moschi hatten wir eine Autopanne. Während wir sie behoben, begegnete uns ein Auto aus entgegengesetzter Richtung, das einzige auf dem ganzen langen Weg. Und in diesem Auto saß eine Dame, deren Anblick den guten Georg in große Erregung versetzte. Er rief und winkte, aber der Wagen fuhr unbeirrt weiter. Georg erzählte mir dann eine tragische Geschichte aus seinem Leben, die mich erkennen ließ, daß der athletisch gebaute, verwegene Löwenjäger ein gutes Herz hat.

In Moschi machten wir Mittagspause und ergingen uns in den Straßen und Anlagen. Die Luft war schwül und sehr warm, doch hatte es hier offenbar weniger geregnet als in Aruscha, und je weiter wir uns am Nachmittag vom Gebirge entfernten, desto trockener erschien die Steppe. Ja, eine große Wegstrecke begleiteten uns beiderseits der Straße kleine Windhosen, die Staub und Sand in die Höhe wirbelten und sich immer wieder neu bildeten. Als schon Abendstimmung über der Steppe lag, sah ich

plötzlich, etwa 60 bis 70 Meter vom Weg ein mächtiges dunkles Tier neben einem großen Busch stehen, das nach uns äugte. Ich fragte Georg, was es sei. Er fuhr ein Stückchen zurück, um es sehen zu können. Kaum war ihm das Wort Nashorn entfahren, da nahm uns der Koloss auch schon wutschnaubend an. Wir gaben Vollgas. Das Rhino verfolgte uns ein Stück weit und trottete dann ab. Da unser einziges Gewehr im Wagen unter dem Gepäck lag, war Flucht das Gegebene. Nach dieser Erfahrung nahmen wir die Büchse heraus und hielten sie schußbereit. Bald darauf hatten wir bereits unser Deutsch-Ostafrika verlassen und erfuhren auf der nächsten Station, die schon im Kenyadistrikt lag, daß wir uns in einem Hauptgebiet für Nashörner befanden. Die weitere Fahrt durch Steppe und Busch schien endlos. In tiefer Dunkelheit trafen wir in Voi ein.

Georg blieb bis 4 Uhr morgens. Dann fuhr ich mit einem Güterzug ab, der nur ein Abteil für zehn Personen besaß. Mit mir zusammen reiste ein englischer Plantagenbesitzer. Nur zweimal wöchentlich verkehrte ein Schnellzug auf der Strecke. Im Bedarfsfall wurde ein Personenzug in den Güterzug eingefügt. So kam ich gegen 11 Uhr in Mombassa an und begab mich wieder ins Palace-Hotel, wo ich einige Tage wegen des Beines ruhte. Das Hotel wird sehr gut geführt, und Palmen und Mangos sind so formenschön und eigenartig, daß mir der Aufenthalt in angenehmer Erinnerung bleiben wird. Auf meinem Balkon liegend, beobachtete ich das Leben und Treiben all des Völkergemisches auf der Straße, das sich in der Nähe vor einem Kino stautete. Ich besuchte einmal diesen Tempel der flimmernden Musen. Zwischen den Filmen traten auf der Bühne reizende Mädels von vielleicht arabischer, indischer oder goanesischer Herkunft auf. Der Tag vor meiner Abreise war ein Sonntag. Klänge exotischer Musik drangen von der Straße her in mein Zimmer, denn an jedem Wochen-



ende wird das Fest der zwei Parteien, eine Art Karneval der Schwarzen, gefeiert. Ich fuhr in einer Kiksha ins Eingeborenenviertel und sah einen Umzug mit Triumphwagen, wie er grotesker nicht erdacht werden kann. Da jede Partei aus vielen Vereinen besteht und jeder Verein mit seiner Musikkapelle marschierte, herrschte ein Höllenlärm. Die Schwarzen im Aufputz von Kriegern, Jägern, Medizinmännern und Zauberern in ganz phantastische Gewänder gehüllt, zogen zur großen Ngoma, der Trommel, die mächtig zum Tanz geschlagen wurde. Jede Partei begann auf ihrer großen Tanzfläche zunächst mit verhaltenen, zitternden Bewegungen unter dem einformigen Getöse der Instrumente den Tanz, der immer leidenschaftlicher wurde und sich schließlich zu einem ekstatischen Taumel steigerte, wobei die Ngomaschläger mit rollenden Augen so wütend ihre Trommeln bearbeiteten, daß man fast einen allgemeinen Aufruhr der Schwarzen befürchten mußte. Aber alles war nur edler Wettstreit der Gefühle und der Fähigkeit, sie im Tanz zu offenbaren, wobei eine Partei die andere übertreffen wollte. Auf dem Rückweg fiel mir auf, daß vor manchen Eingängen zu den Hütten der Eingeborenen Pfähle ein Stück aus der Erde hervorrugte, und ich erfuhr, daß dies das Grab eines Angehörigen kennzeichne. Im Hotel hörte ich noch tief in der Nacht dumpfes Trommeln vom Festplatz her.

Ein glücklicher Umstand war es, daß mich der Direktor des Hotels, ein Italiener, am nächsten Tag mit seinem Auto ans Schiff brachte, denn man war bereits damit beschäftigt, das beim Antritt der Safari hier zurückgelassene Gepäck statt auf den italienischen Dampfer „Francesco Crispi“, mit dem ich nach Europa fahren wollte, auf einen englischen, der nach Indien fuhr, zu verladen. Es gab große Aufregung und allerlei Schwierigkeiten, bis das Gepäck auf dem richtigen Schiff war.

Der italienische Arzt an Bord legte mir einen Gipsverband an und verordnete Ruhe. Später wurde das Bein massiert, wodurch eine Verschlimmerung eintrat. Dann wurden Leinsamenumschläge gemacht. Der Dampfer ging vor Mogadiscio an der Somaliküste einen Kilometer vom Land entfernt vor Anker und lag dort einen ganzen Tag. Ein Boot brachte den deutschen Botschafter in Abessinien, Freiherrn von Schön aus Addis Abeba, an Bord, der das italienische Somaliland besucht hatte und von dem Gouverneur und sämtlichen italienischen Behörden sehr freundlich empfangen worden war. Außerdem kamen Barkassen von der Küste ans Schiff mit Ausfuhrartikeln, vor allem mit Kaffee und Häuten, und nahmen die Einfuhr: Baumwollstoffe, Eisenswaren, Zucker und Petroleum mit an Land.

Freiherr von Schön, vielleicht der einzige deutsch und italienisch sprechende Fahrgast, schickte mir seine Karte, nachdem er erfahren hatte, daß ein Deutscher an Bord sei, und besuchte mich dann täglich. Er erzählte mir von den Naturschönheiten Abessiniens und berichtete, daß erst in den letzten Jahren dort Jagdscheine eingeführt worden seien. Es gäbe dort nur wenig Wild, das meiste sei bereits abgeschossen. Eine deutsche Firma habe ein schönes Botschaftsgebäude in Addis Abeba errichtet. Ich stellte nachträglich fest, daß die Kläranlage für dieses Gebäude nach den Plänen meiner Firma<sup>1)</sup> 1932 ausgeführt worden ist.

Meine Kabine war sehr geräumig, überhaupt war viel Platz auf dem Schiff. In der ersten Klasse reisten nur italienische Offiziere, Herr von Schön und ich. Von dem Leben an Bord bekam ich wenig zu sehen, doch wurde im Gegensatz zu den anderen Schiffen kein Sport getrieben. Dafür lief jeden Abend ein Film. Die

---

<sup>1)</sup> der Deutschen Abwasser-Reinigungs-Gesellschaft m. b. H., Städtereinigung (OMG), Wiesbaden



Verpflegung war sehr gut. Ich trank bei den Mahlzeiten — wohl als einziger — Rheinwein und deutsches Bier.

Das Wetter war gut, das etwas bewegte Meer meist in sonnige Klarheit getaucht; der Himmel hoch und hell. Eine leichte Brise brachte erwünschte Kühlung, während wir an dem öden, unwirtlichen Sand- und Felsgestade des Somalilandes entlangfuhren. Die zerrissenen Kalkfelsen südlich vom Kap Guardafui wirkten im Abendschein geradezu wie eine böse Drohung. In dieser Gegend sah ich einmal die in großer Klarheit untergehende Sonne von farbigen Ringen umgeben. Sonst lagerte gewöhnlich eine Dunstbank über dem Horizont.

Der „Francesco Crispi“ legte nicht in Aden an, sondern bootete dort nur Freiherrn von Schön aus, der bald wieder nach Abessinien zurückfahren wollte. Einige Beduinen mit Kamelen sahen wir drüben am Hafen entlangziehen. Dann lag das felsige Amphitheater Adens schon wieder in der Ferne. Der Dampfer fuhr an die afrikanische Küste hinüber und hielt in Djibuti auf französischem Gebiet, wo viele Warenhäuser, Hotels und Cafés einen geräumigen Marktplatz umschließen. Gewaltige Mengen von Kaffee wurden hier eingeladen. Auch begaben sich italienische Truppen unter der Führung eines Generals an Bord.

Nachdem wir die düstere Pforte von Bab el Mandeb durchfahren hatten, wo zahlreiche Felsenriffe wie Zähne im Rachen eines Ungeheuers emporstarren und zerklüftete, rotbraune Gebirge auf beiden Seiten die Meerenge einschließen, gleich jähen Wänden einer Drachenschlucht, trugen uns die in orangegelben Sand gebetteten indigoblauen Wasser des Roten Meeres, die sich nachts in flüssiges Silber verwandeln, nordwärts. Nach Tagen voll quälender Sonne und Nächten voll furchterregender Sternenpracht verkündeten die zackigen Gipfel des Sinai, daß das Ende des langen Wasserschlauches der Wüste bald erreicht

war. In der schmalen Rinne des Suezkanals galt es mehrmals, Schiffe verschiedener Nationen vorbeizulassen, und es war offenbar nicht leicht, dies reibungslos zu bewerkstelligen. Mit Freuden sah ich dann im Hafen von Port Said einen großen deutschen Personendampfer vor Anker liegen, einen Gruß der Heimat, dem man in Afrika nicht sehr häufig begegnet.

Auf dem Mittelmeer verfolgte uns Poseidons Zorn, bis der buchtenreiche südliche Peloponnes weit hinter uns lag. Mächtige Wogen schwellen empor unter dem Atem der Gottheit und trafen das Schiff mit schweren Breitseiten, daß der Gischt klatschend und wirbelnd über Bord segte. Ich blieb auf Deck und schaute nach der fernen Insel aus, von der Goethe im „Faust“ die Psyllen sagen läßt:

„In Zyperns rauhen Höhlegrüften

. . . . .  
Bewahren wir Zypriens Wagen  
Und führen beim Säuseln der Nächte  
Durch liebliches Wellengeflechte,  
Unsichtbar dem neuen Geschlechte,  
Die lieblichste Tochter heran.“

Vor Jahren stand ich dort mit Freunden auf dem Dithelloturm und gedachte des siegreichen schwarzen Feldherrn und seiner schwarzen unseligen Tat. Auch sandte ich Grüße hinüber nach dem noch ferneren Rhodos, der herrlichen Insel der Rosen, der Paläste und gewaltigen Befestigungsbauten der Johanniterritter, die eine Stätte blühender Kunst und Wissenschaft zur Zeit der Römerherrschaft war und heute aus langem orientalischem Schlaf im Schutze Italiens zu neuem Glanze erwacht. Rhodos, Ragusa und das spanische Santiago gleichen einander und sind die



mir im Ausland bekannten schönsten Städte aus dem Mittelalter.

Erst dort, wo der große italienische Stiefel sich anschickt, Sizilien als Fußball zu benutzen, glätteten sich die erregten Wasser. Wir glitten zwischen den Zypressen- und Olivenhöhen von Reggio und Messina dem unermüde lich Rauchwolken auspassenden Stromboli entgegen, durchfuhren dann die Enge zwischen Capri und Sorrent, der schönen, auf steil abfallender Felserrasse liegenden Stadt, um schließlich unter dem Zepher des Vesuv, dessen letzte Zornausbrüche seine Gestalt und Höhe beeinträchtigt haben, in den Hafen von Neapel einzulaufen. Ich machte eine Rundfahrt durch die angehende Millionenstadt, sah das Aquarium und bewunderte im Dom die Fresken und Gemälde von Luca Giordano. Dann durchfurchte das Schiff wieder die Fluten des Mittelmeers entlang der Küste des schönen Italiens, das in der Gegenwart an seine große Vergangenheit im Altertum und Mittelalter wieder anknüpft. Genua mit seinem großen Hafen schaut mit leuchtenden Augen sieghaft auf das Meer zu seinen Füßen. Selbst die prächtigen alten Palazzi fühlen den Pulsschlag einer neuen Zeit und eines neuen Lebens, das sie umbrandet; und der Campo Santo berichtet von neuen Wegen der bildenden Kunst. Ein Ausflug nach Santa Margherita und Rapallo belehrte mich, daß zu Frühlingsanfang der Winter einen weichen Schneehermelin über die Berge der Levante gebreitet hatte, während das sonnige Gestade ein einziges farbenfrohes Blühen war. Bevor ich die Alpen überquerte, stattete ich meinem Lieblingsaufenthaltssorte, dem Luganer See, einen Besuch ab, und entnahm dem von seinen Bergen gebildeten Schatzkästlein eine kleine Perle: Morcote.

Nun bin ich wieder in der deutschen Heimat am schönen, sagenumwobenen Rhein und gedenke, wenn die Jagd auf den roten

Bock aufgeht, im Rheingebirge einen braven Gehörnträger zu strecken. Gewiß komme ich dort auch hinter das Geheimnis, weshalb der Anblick Neapels nicht den Wunsch zu sterben in mir erweckte, vielmehr das Bild der norwegischen Stadt Bergen mir vor Augen rief, wo ich einmal mit jungen Nordländerinnen plaudernd und scherzend auf dem Marktplatz stand und ein Fischer in gebrochenem Deutsch mir zurief: „O lieb, solange du lieben kannst!“



Jagdliches







## Vertrag mit dem Reisebüro

### I.

Für den Betrag von ... übernimmt das Weltreisebüro als Agent die Organisation einer Jagdexpedition, wie nachstehend beschrieben, für Herrn Dr. Otto Mohr.

### II.

Veranstaltung, Daten und Verpflichtung, wie folgt:

1. Herr Dr. Mohr beabsichtigt am Montag, dem 12. Februar, in Voi einzutreffen.
2. Das Weltreisebüro verpflichtet sich
  - a) Herrn Dr. Mohr in Voi an obigem Datum mit Auto abzuholen und samt persönlichem Gepäck nach Aruscha zu befördern;
  - b) einen deutschsprechenden Jäger zu stellen<sup>1)</sup>, der in Aruscha zu Herrn Dr. Mohr stoßen und ihn nach dem Jagd-

---

<sup>1)</sup> Nach diesem Vertrag war nur ein Jäger vorgesehen. Es wurde jedoch auf die Safari noch ein zweiter Jäger auf Grund besonderer Vereinbarung an Ort und Stelle mitgenommen.

gebiet geleitet wird und der für die Unternehmungen sowohl als auch für die eigentlichen Jagdoperationen vom Lager aus verantwortlich ist.

3. Evtl. nötige Unterkunft in Aruscha für eine Nacht samt Verpflegung ist eingeschlossen, jedoch sind Getränke extra zu bezahlen.
4. Der Jäger wird bei Besorgung der Jagdlizenzen behilflich sein, jedoch sind ihre Kosten nicht im Vertrag eingeschlossen.
5. Das Reisebüro stellt das Automaterial für die Beförderung zum Jagdlager, desgleichen Lagerausrüstung und Lebensmittel entsprechend der Anzahl der Teilnehmer. Beides, Lagerausrüstung und Lebensmittel werden einfach und zweckentsprechend geliefert, jedoch ohne großen Luxus und besonderen Komfort. Getränke sind nicht eingeschlossen und werden von Herrn Dr. Mohr selbst geliefert.
6. Das Reisebüro stellt das erforderliche Eingeborenenpersonal für Jagd und Lagerdienst (Kochen usw.) auf bescheidener Basis.
7. Autobetriebsstoffe für die nötigen Autobeförderungen werden von dem Reisebüro geliefert einschl. der Beförderung von Voi nach Aruscha, von Aruscha zum Jagdlager, Autobenutzung vom Lager aus im direkten Zusammenhange mit der Jagd selbst und Rückfahrt nach Aruscha und Voi am Ende des Jagdausfluges.

Für Autobeförderung, die im Zusammenhang mit der Jagd selbst nicht nötig erscheint, hat Herr Dr. Mohr an Ort und Stelle zu lokalem Tarif zu bezahlen.

8. Es ist festgesetzt, daß Herr Dr. Mohr im Anfang März nach Voi zurückgebracht wird
9. Das Reisebüro ist verpflichtet, im Zusammenhang mit dem Jagdausflug nur für Hotelunterkunft für eine Nacht zu sor-



gen, und zwar in Aruscha auf der Ausreise. Weitere Hotel- oder Rasthausübernachtungen, falls gewünscht, müssen von Herrn Dr. Mohr an Ort und Stelle bezahlt werden.

### III.

Es wird ausdrücklich darauf hingewiesen, daß das Reisebüro in allen Arrangements für Reise und Jagd nur als Agent fungiert, und daß es nicht haftbar gemacht werden kann für irgendwelche Unfälle, die sich während der Reise, während des Lageraufenthaltes oder der eigentlichen Jagd ereignen können.

### IV.

Das Reisebüro kann auch nicht verantwortlich gemacht werden für Wetter oder Zustand der Wege und für evtl. sich hieraus ergebende Verzögerungen.

### V.

Es wird ausdrücklich erklärt, daß auf Wunsch des Herrn Dr. Mohr

- a) die Unkosten möglichst eingeschränkt werden;
- b) Reserveautos, die sonst als Ersatzwagen mitgenommen werden, gestrichen wurden;
- c) Auslagen, welche durch Pannen entstehen können, die durch Wetterverhältnisse hervorgerufen wurden, von Herrn Dr. Mohr getragen werden.

### VI.

Das Reisebüro verpflichtet sich, seinerseits alle Vorbereitungen zu treffen, daß Herr Dr. Mohr bei Eintreffen alles bereit findet, und daß die zugesicherten Leistungen auch Chemikalien, Handwerkszeug und Packmaterial für die sofortige Behandlung der Jagdtrophäen einschließen, d. h. Ablieferung der Trophäen auf

dem Rückwege in Uruscha in bestmöglicher Verfassung. Nicht eingeschlossen ist die Verpackung oder Versendung ab Uruscha. Eingeschlossen ist auch eine Reiseapotheke für erste Hilfe.

## VII.

Es wird besonders darauf hingewiesen, daß folgende Leistungen nicht eingeschlossen sind:

- a) Belieferung mit alkoholischen oder anderen Getränken;
- b) eventuelle Prozesse oder zu entrichtende Strafen für Verletzung der Jagd- oder anderer Gesetze;
- c) Lieferung von Waffen und Munition, welche Herr Dr. Mohr in Uruscha leihweise erhalten soll.

Wiesbaden, den 5. Januar 1934

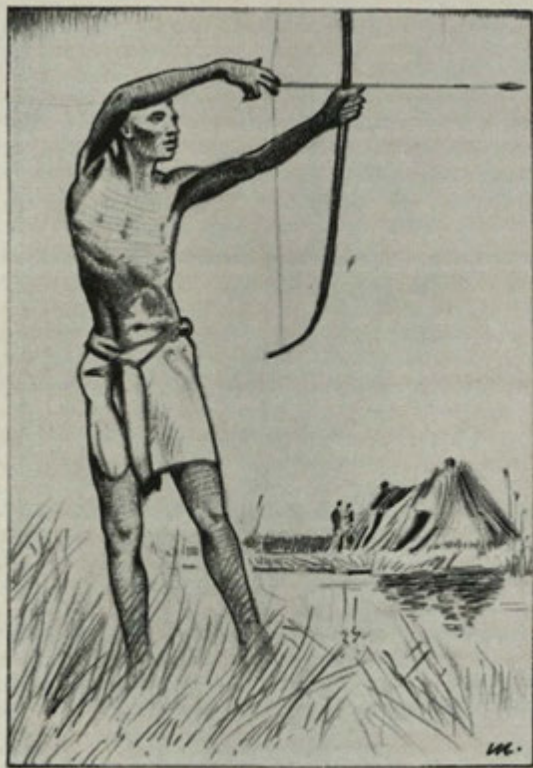
gez. Dr. Otto Mohr

### Jagdschein

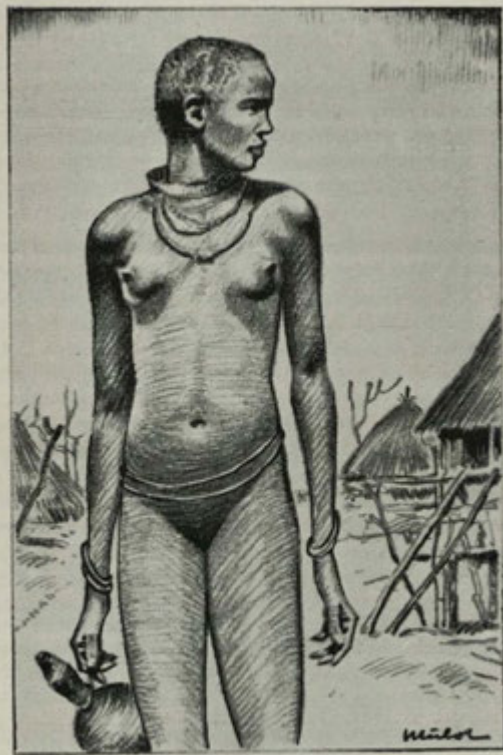
Die folgenden Tiere dürfen auf einen zeitlich beschränkten Jagdschein abgeschossen werden:

|   | Lizenz Nr. |
|---|------------|
| Hartebeest aller Arten und das Wildebeest . . . . .             | 15         |
| Kuan-Antilope nur in den Bezirken Tabora<br>und Mfipa . . . . . | 4          |
| Buschbock . . . . .   | 15         |
| Kiebock beider Arten . . . . .                                  | 8          |
| Wasserbock beider Arten . . . . .                               | 4          |
| Puku in Mahenge- und Kungwe-Distrikt . . . . .                  | 5          |
| Blui Quiker, Common Quiker . . . . .                            | 15         |
| Dribi aller Arten . . . . .                                     | 4          |
| Steinbock und Thompson-Gazelle, zusammen . . . . .              | 8          |
| Impala . . . . .  | 6          |
| Dikdik . . . . .  | 20         |
| Elen . . . . .  | 1          |





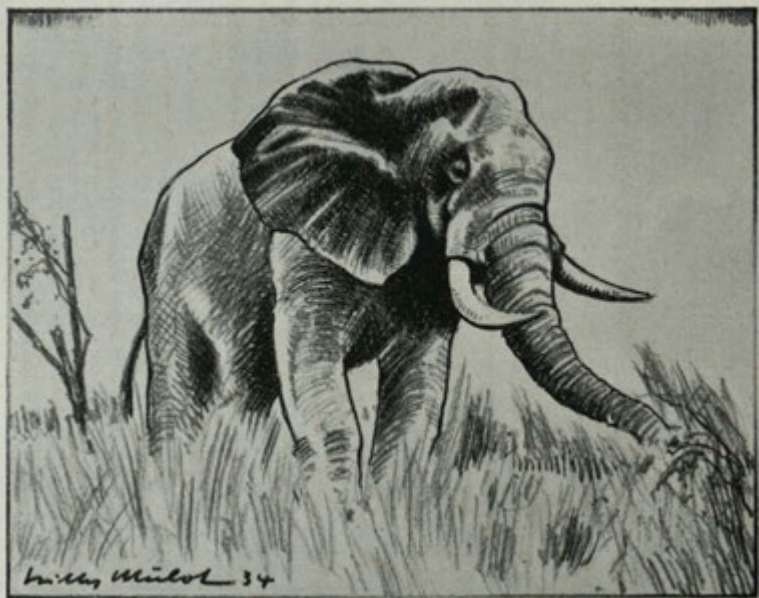
Bogenschütze (Nord-Rhodesia)



Nuermädchen



Von mir erlegte Thompson-Gazelle



Ein Urwelttrief



No. 31 of 1933  
Ordinance to amend the Game Preservation Ordinance  
Dated 17<sup>th</sup> November 1933

Anmerkung des Verfassers: Raubwild und jedes beliebige an-  
greifende Wild darf der Besitzer eines Jagdscheines ohne  
weiteres schießen.

### Jagdausrüstung

#### a) Kleidung

Der Jäger läßt zweckmäßig alles Unnütze zu Hause, dagegen  
sind erforderlichlich:



- Anzug aus Khaki „Bush Shirts“
- Graugrünliche Sporthemden
- Wollene Leibbinden
- Jagdschuhe
- Leder- oder Wickelgamaschen
- Tropenhelm für Reise
- Tropenhelm für Jagd (möglichst mit Moskitoneß)
- Badeanzug
- Hauschuhe
- Elektrische Taschenlampe mit Reservebatterie
- 2 Thermosflaschen

Im übrigen werden alle für die Jagd- und Lagerausrüstung er-  
forderlichen Zelte, Bettwäsche, Moskitoneße und dergleichen

mehr, sowie die Verpflegung von dem mit der Safari betrauten Jagdleiter gestellt.

### b) Gewehre und Munition

Gewehre und Munition stehen nicht allein bei dem Jagdleiter gegen entsprechende Leihgebühr, sondern auch in Geschäften in genügender Auswahl zur Verfügung.

Meine Löwen habe ich mit dem mir von dem Jagdleiter zur Verfügung gestellten 9,3-Millimeter-Gewehr zur Strecke gebracht.

Das Reinigen und Instandhalten der Gewehre besorgen die Schwarzen, die im übrigen auf einer Safari für alle Spezialarbeiten besonders eingeteilt werden. Unser Koch hörte auf den Ruf „Wildes Tier“. Da er einen wichtigen Posten bekleidete, wurde er besonders gut bezahlt.

### Ratschläge für den Abschuss

Bevor man die Safari antritt, sollte man zu Hause auf größere Entfernungen sich einschießen, da meist mit dem Wagen bis an die Wildherden auf Entfernungen von 200 bis 400 Meter herangefahren und alsdann geschossen wird. Hier wie dort schießt man mit oder ohne Fernrohr, je nachdem man es gewohnt ist.

Es greifen besonders Büffel, Nashörner, Elefanten und Leoparden an, der Löwe meist nur dann, wenn er weidwund geschossen ist, oder wenn er Hunger hat. Schießt man vom Hochsitz auf Löwen, so empfiehlt es sich, vor allem männliche Tiere zu schießen, da diese als Trophäen am wichtigsten sind. Das Nachsuchen auf weidwund geschossenes Wild im Busch ist immer mit großer Gefahr verbunden.

Die Lebensfähigkeit des afrikanischen Wildes, des Gnus, der Impala, des Buschbockes, ist erstaunlich.



Der beste Schuß ist nach meinen Erfahrungen, wie bereits erwähnt, der Kopfschuß, jedoch gelingt er nicht immer, weil manche Wildart einen besonders gepanzerten, zähen und starken Schädel besitzt, von dem die Kugeln häufig abprallen.

Auch wenn man nur auf kurze Zeit pirschen geht, empfiehlt es sich, einen Auflegstock für das Gewehr mitzunehmen.



### Trophäen

Der Präparator und seine Leute besorgen in sachgemäßer Weise das Abhäuten und Reinigen der Trophäen. Weiterhin werden diese von Fett befreit, dann gewaschen, gespannt und zweckmäßig im Schatten getrocknet. Die weitere Reinigung erfolgt auch mit Messern und scharfen Steinen.

Dem Jagdleiter oder dem Präparator ist vor allen Dingen von Fall zu Fall zu sagen, ob man von der Beute die Decke oder nur den Kopf, oder beides zusammen wünscht. Auch die spätere Verpackung und den Versand übernimmt der Jagdleiter.

Es ist besonders bei Löwen darauf zu achten, daß man auch die beiden Schlüsselbeinknöchelchen, die lose im Schulterblatt sitzen, erhält. Die Schwarzen behalten diese beiden Knöchelchen mit Vorliebe, da deren Besitz ihnen langes Leben bedeutet.

Die Eingeborenen verfertigen aus den Schwanzhaaren von



Giraffen und Elefanten Armbänder. Für pharmazeutische Zwecke werden die Hörner vom Nashorn verarbeitet. Aus dem Elfenbein und den Knochen des Elefanten werden eine Menge Jagdtrophäen hergestellt. — Da die Trophäen von beträchtlichem Wert sind, sollte man nach der Heimkehr wenigstens die wichtigsten einer Firma, die langjährige Erfahrungen auf dem Gebiete des Präparierens hat, zur Bearbeitung geben. Eines der bekanntesten Spezialgeschäfte hierfür in Deutschland ist die Firma Bleil & Woegerer in Kassel, die in Form eines Prospektes eine gute Anweisung zur Vorbehandlung der Beute gibt.

Einige Vögel, die ich geschossen hatte, wurden sofort mit geeigneten Chemikalien behandelt. Als ich aber in der Heimat ankam, mußte ich feststellen, daß sie bereits für die Präparation ungeeignet waren.

Vor der Abreise in die Heimat muß eine Liste ausgeliefert werden über die Trophäen; auch eine Bescheinigung des Veterinäroffiziers ist erforderlich, daß die Trophäen trocken sind und gut behandelt wurden. Diese Arbeiten macht der Jagdleiter.



### Verschiedene Möglichkeiten der Safari

1. Man beauftragt ein einheimisches Reisebüro, das die gesamte Reise einschließlich der Safari, Ausrüstung, Verpflegung



und Bestellung des Jagdleiters übernimmt. Zu dem festgesetzten Pauschalbetrag kommen noch rund 10 v. H. für sonstige Ausgaben. Vor dem Kriege kostete eine derartige Safari etwa 20 000 Mark, heute etwa 5000 Mark. Nachdem man angegeben hat, zu welcher Zeit man abzureisen gedenkt und wieder zu Hause sein möchte, erhält man ein entsprechendes Reiseprogramm. Dem Reisebüro wäre noch aufzugeben, ob man in erst- oder zweitklassigen Hotels zu wohnen beabsichtigt und ob die Kosten auf das denkbar geringste Maß herabgesetzt werden sollen oder nicht.

Safaris zu zweien oder dreien stellen sich wesentlich billiger. Da aber jeder Jäger zweckmäßig noch einen ihn begleitenden Jäger hat, kann dieser an Ort und Stelle zu einem noch zu vereinbarenden Pauschalbetrag bestellt werden.

Safaris, die mit Karawanen durchgeführt werden, benötigen eine große Anzahl von Trägern, dauern in der Regel länger und sind die kostspieligsten.

2. Man besorgt sich seine Fahrkarten, was natürlich auch durch ein Reisebüro geschehen kann, und verhandelt nach Ankunft mit dem Jagdleiter. Es stehen heute sehr viele zuverlässige Jagdleiter zur Verfügung, so daß eine Überdorteilung nicht in Frage kommt.

Ist an dem betreffenden Ort, z. B. in Uruscha, ein Jagdleiter nicht zur Verfügung, so ist es ein leichtes, einen oder mehrere von außerhalb zu bekommen, da sich heute die meisten Pflanzer mit Jagdsafaris befassen. Bei Abschluß der Vereinbarung mit dem Jagdleiter oder Jäger sind zweckmäßig das vorgesehene Reiseziel sowie der Abschluß schriftlich festzulegen, damit das Programm auch tatsächlich zur Ausführung gelangen kann.

Wer sehr mit seiner Zeit zu rechnen hat, kann innerhalb von sechs bis acht Tagen mit dem Flugzeug nach Tanganjika fliegen. Zweckmäßig erscheint es aber alsdann, die eine Hälfte der Reise

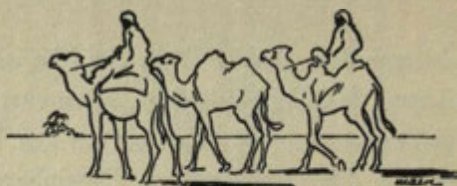
mit dem Schiff zurückzulegen, weil Schiffsreisen immerhin als Erholungsreisen betrachtet werden können.

Jagdleiter oder Jäger, die langjährige Erfahrungen besitzen, sind in der Lage, sofern man es eilig hat oder nur einige wenige Tiere zu schießen gedenkt, den Jagdgast schnellstens zum Schuß zu bringen. In diesem Falle wird auf dem schnellsten Wege in das wildreichste Gebiet gefahren. Von Uruscha aus kann dies alles in ein bis drei Tagen geschehen.

Das große Erleben, die gewaltigen Eindrücke, die Weltvergessenheit, all die Romantik und Poesie, die eine Safari bietet, sollte man sich aber nicht durch Übereilung beeinträchtigen lassen.

Bei Benutzung des Flugzeuges ist es möglich, die Safari mit Hin- und Rückfahrt in 20 Tagen durchzuführen. Wenn man Safaris an Ort und Stelle einleitet, so kann man dort noch festlegen, ob sie mit Auto oder als Karawane durchgeführt werden sollen. Jedenfalls sind Karawanensafaris sehr zeitraubend und besonders anstrengend.

Safaris nach Punkt 1 verursachen die geringsten Schwierigkeiten.



### Arztliches

Man muß bei der Safari auch sehr auf die Gesundheit bedacht sein, da das Ertragen des afrikanischen Tropenklimas von der individuellen Beschaffenheit des Körpers abhängt.



## Krankheiten und ihre Verhütung:

Die Malaria wird durch den Stich der Anopheles übertragen. Es sind zwei Arten der Chininprophylaxe gegen Malaria in Afrika eingebürgert:

- a) die englische Art: jeden Abend zum Abendbrot 5 Grain Chinin = 0,324 Gramm;
- b) die deutsche Art: zweimal in der Woche je 1 Gramm Chinin.

Nach Rücksprache mit verschiedenen Ärzten hatte ich vor meiner Ausreise beschlossen, an jedem 5. Tage 0,9 Gramm Chinin und 1 Pille Plasmochin einzunehmen, und ich habe 8 Tage vor Betreten Mombassas mit der Kur begonnen und sie erst zwei Wochen nach dem Betreten des europäischen Bodens beendet. Inzwischen ist ein neues Mittel gegen Malaria gefunden worden: Atebrin. Anwendungsweise: 8 Tage lang täglich 2 Tabletten, oder 5 Tage lang täglich 3 Tabletten.

Vielfach besteht die Meinung, es genüge, wenn man die Kur erst beim Eintritt in die Gebiete, wo die Anopheles vorkommt, beginnt und sie nach Verlassen der betreffenden Gebiete beendet. Daß diese Ansicht falsch ist, dürfte sich aus folgendem ergeben: Auf der Rückfahrt traf ich zwei Schiffsangestellte, die sich seit Jahren bei Schiffahrtsgesellschaften befanden, deren Schiffe afrikanische Orte anlaufen, und die jedesmal von der Malaria befallen wurden.

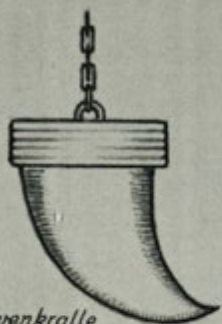
Die von mir angewandte Methode hat sich gut bewährt. Es gibt auch eine Reihe von Einwanderern, die erst dann mit der Chininkur beginnen, wenn sie von der Malaria befallen werden. In diesem Falle ist, solange das Fieber besteht, alle 3 bis 4 Stunden 0,2 Gramm bis 1 Gramm Chinin zu nehmen; nach Beendigung des Fiebers ist die Chininkur in dieser Art noch 4 Tage fortzusetzen, sodann wird einen Tag aus-

gesetzt, dann wieder 4 Tage 5mal 0,2 Gramm genommen, 2 Tage aussetzen, dann 3 Tage 5mal 0,2 Gramm usw. und zurückkehren zur normalen Behandlung, die in diesem Falle mindestens noch zwei Monate nach Verlassen des Malariagebietes dauern muß.

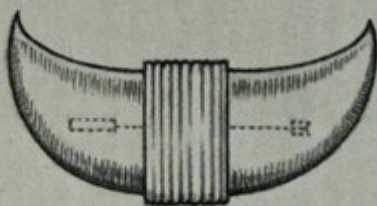
Wenn man bei Malaria zuviel Chinin einnimmt, tritt häufig Schwarzwasserfieber ein, eine Krankheit, die oft tödlich verläuft. Ich konnte aber feststellen, daß das Schwarzwasserfieber wesentlich seltener eintritt, wenn das Chinin möglichst bei niedriger Temperatur eingenommen wird. Das Einnehmen von Chinin erfolgt am angenehmsten vor dem Schlafengehen mit etwas Wasser. Schwarzwasserfieber erkennt man am Eintritt starker Rücken- und Kopfschmerzen, an plötzlichem körperlichem Zusammenbruch, während der Urin erst blutrot und dann fast schwarz wird. Absolute Bettruhe und weitestgehende Einnahme von dünnem Tee und Fruchtwasser sind wegen der Funktion der Nieren nötig. Ärztliche Hilfe ist sofort in Anspruch zu nehmen, da diese Krankheit sich meist innerhalb von drei Tagen auf Tod oder Leben entscheidet.

Die Eingeborenen haben ebenfalls unter Malariaanfällen zu leiden und verwenden unter anderem gegen Schwarzwasserfieber eine Wurzel, aus der sie eine konzentrierte Flüssigkeit kochen und diese als Tee trinken, und das hilft meistens sofort (siehe nachstehenden Brief).





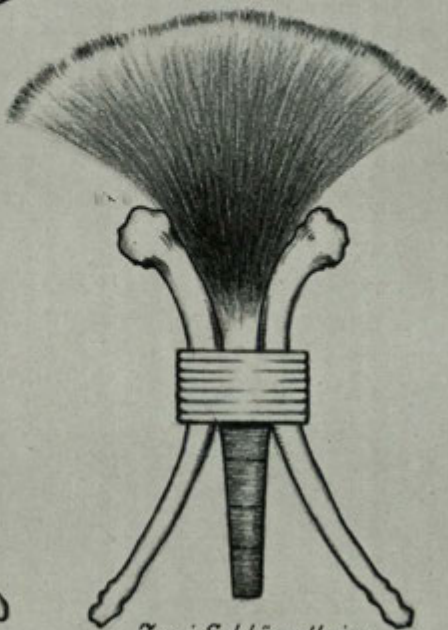
*Löwenkralle  
als Anhänger*



*Löwenkralle als  
Brosche*



*Schlüsselbein  
als Nadel*



*Zwei Schlüsselbeine  
in Verbindung mit  
Gamsbart für Fäherhut*

Trophäen als Schmuck



Statue Ramses' II.  
ausgegraben in Memphis



Deutscher Heldenfriedhof am Kilimandschare



Palace-Hotel in Heliopolis



F. Vogl, Logango  
P. O. Ufa River  
Lang. Territory

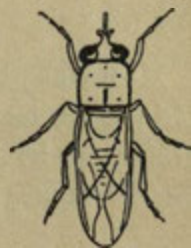
Logango, den 10. 6. 34

Herrn Dr. Otto Mohr

Wiesbaden

Von meiner Reise zurückgekehrt, finde ich Ihre Zeilen vom 23. 4. ds. Js. vor, für die ich Ihnen bestens danke.

Es trifft zu, daß ich eine Wurzel kenne, die ein Heilmittel gegen Schwarzwasser ist, und ich habe bis heute sechs Europäer mit dieser Wurzel innerhalb einer Stunde geheilt, d. h. ich habe einen starken See aus dieser Wurzel gekocht, etwas abkühlen lassen, und sobald der See durch den Körper des Kranken hindurch war, war auch der Urin ganz klar. Sooft ich dieses Mittel anwendete, es hat geholfen, und ich habe auch nicht einen einzigen Fall, wo ich es anwendete, daß es nicht geholfen hat. Ich gab dem Kranken stets etwa einen Liter zu trinken. Ich bin kein Arzt und dazu noch zu wenig Botaniker, daß ich Ihnen den Namen dieser Pflanze bzw. Wurzel nennen könnte. Nebenbei bemerkt, kommt diese Pflanze hier nicht allorts vor, und sie ist nicht sehr üppig. Sie ließe sich allerdings in Kultur nehmen und anbauen, d. h., wenn die von Ihnen angestellten Versuche zufriedenstellend sein würden.



Ich sende Ihnen in allernächster Zeit ein Kilo dieser Wurzel in getrocknetem Zustand für Versuchszwecke. Ich will nicht unerwähnt lassen, daß ich selbst die Wurzel in frischem Zustand anwandte, d. h. mir die in der Wurzel enthaltene Flüssigkeit nutzbar machte. Es mag sein, daß die heilenden Substanzen auch im

getrockneten Zustand noch vorhanden sind. Dieses herauszufinden, dürfte Ihre Sache sein. Jedenfalls werde ich sie schicken, sobald als möglich. Etwas müssen Sie sich noch gedulden, denn es ist gerade Regenzeit und daher wenig Sonnenschein und ich möchte lieber an der Sonne bzw. im Schatten trocknen als im Ofen. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn ich später das Resultat der Untersuchung von Ihnen erfahren könnte.

Mit deutschem Gruß  
hochachtungsvoll  
gez. F. Voß

Anmerkung des Verfassers zu diesem Briefe: Ich hatte keine Gelegenheit, die Wirksamkeit des empfohlenen Mittels nachzuprüfen, und ich möchte mit der Veröffentlichung des Briefes nur die Bearbeitung der Frage durch Fachleute anregen.

### Schlafkrankheit:

Die Verbreitung der Schlafkrankheit ist wesentlich zurückgegangen. Gebiete, die von ihr befallen werden, werden sofort für den Verkehr gesperrt. Die Überträgerin der Schlafkrankheit ist die *Glossina palpalis*, eine Fliegenart, die der Tsetsefliege verwandt ist. In Uganda, das noch heute ein Wilddorado darstellt und unter anderen seltenen Arten auch noch das weiße Nashorn beherbergt, trat die Schlafkrankheit besonders verheerend in Erscheinung und forderte große Menschenopfer. Deutsche Ärzte, insbesondere Robert Koch, konnten durch die Ergebnisse ihrer wissenschaftlichen Arbeit in erheblichem Maße dazu beitragen, daß diese Krankheit heute nur noch eine untergeordnete Rolle spielt. Rinder, Pferde und Hunde konnten bisher fast nirgends in Zentralafrika wegen der Tsetsefliege gezüchtet werden, da die von dieser Fliege infizierten Tiere eingehen.



Der Becken wegen, die das Rückfallfieber übertragen, empfiehlt es sich, nie in Hütten von Eingeborenen, in Schuppen oder an alten Lagerplätzen zu ruhen oder zu übernachten.

Zum Trinken ist stets abgekochtes Wasser zu verwenden, da andernfalls leicht Typhus und Ruhr übertragen werden.

Zwischen 10 und 16 Uhr soll man sich nicht länger als unbedingt nötig im Freien aufhalten. Das Mitführen eines Tropenhelms ist unbedingt erforderlich.

### **Schlangenbisse:**

Gegen Bisse giftiger Schlangen von unten kann man sich durch Ledergamaschen schützen. Lagert man, so ist der Platz zuerst sorgfältig abzuklopfen.



### **Verschiedenes**

In Afrika sind nicht allein große Wildreservate, deren Plätze ständig geändert werden, zur Erhaltung des Wildes geschaffen worden, sondern auch Eingeborenenreservate, wie ich solche schon in Amerika gesehen habe. Hier wie dort findet man noch die primitiven Verhältnisse längst vergangener Epochen.

Der Frühregen blieb 1933 aus. Unter der großen Trockenheit und der Heuschreckenplage leidet der Farmer in wirtschaftlicher Hinsicht sehr. Die meisten Flüsse sind dann versiegt.

Plantagen benötigen Wasser; dann wächst, blüht und gedeiht alles in den Tropen. Stockt aber der Absatz der landwirtschaftlichen Erzeugnisse, wie gegenwärtig infolge der Weltkrise, so nützt dem Farmer auch die beste Ernte nichts. In Ostafrika gilt als das beste Jagdrevier in Steppe und Busch die Gegend zwi-

schen Uruscha und dem sogenannten afrikanischen Graben. Besonders wildreich ist auch das Kenyagebiet, wo alljährlich für etwa 120 000 Pfund Sterling Jagdscheine ausgestellt werden.



Firmen, die sich mit der Durchführung von Safaris befassen  
Für die Übernahme von Jagdsafaris sind besonders zu empfehlen:

**Informationsbüros:**

Gustav Voss, Logango

Gebrüder Rothbley, Uruscha

Plantagenbesitzer Voss, Uruscha

Chaf. A. Heyer & Co., Nairobi

Konrad Schauer, Dodoma (Vertreter: Conrad Behr,  
Hamburg 1, Dornbusch 12)

Siefken-Informationen-Büro, Mombassa

**Reisebüros:**

Deutsche Ostafrika-Linie, Hamburg

Norddeutscher Lloyd, Bremen

Hapag, Hamburg

Reisebüro Cook, Berlin



## Gasthäuser:

Hotel Sieber, Aruscha<sup>1)</sup>

Hotel „New Arussia“ Aruscha

## Photographisches

Wenn man nicht beabsichtigt, Photographien lebenden Wildes zum Hauptzweck einer Safari zu machen, wird man vorteilhaft eine „Leica“ der Firma Leitz oder eine Nettel-Contax-Kamera auf die Reise mitnehmen. Diese Apparate sind leicht, klein, schnell zur Aufnahme fertig und gestatten eine große Anzahl Aufnahmen hintereinander, die wegen ihrer gestochenen Schärfe beliebig vergrößert werden können. Die Objektive besitzen eine Lichtstärke 1 : 3,5 bis 1 : 2,0. Letztere sind gut für Aufnahmen in der Dämmerung zu verwenden. Für Wildaufnahmen empfiehlt es sich, noch ein besonderes Teleobjektiv von wenigstens 1 : 4,5 Lichtstärke zum Auswechseln mitzunehmen.

Sämtliche Filme und ebenso die Chemikalien zum Entwickeln müssen tropensicher, d. h. in verlöteten Blechbehältern bzw. in Glasgefäßen verpackt sein. Die Entwicklung ist so bald als möglich vorzunehmen, da die lichtempfindliche Schicht in feuchter Wärme überreif wird und verdirbt. Durch nicht genügende Beachtung dieses Umstandes ging mir eine Reihe von Aufnahmen verloren. Brenzkatechin-Entwickler in Pulverform, der sich den jeweiligen Verhältnissen leicht anpassen läßt, ist empfehlenswert. Bei großer Wärme wird man sofort nach dem Entwickeln ein Härtebad (Alaunlösung) einschalten müssen.

---

<sup>1)</sup> Der Inhaber des Hotels Sieber ist ein bekannter Jäger, der gern Aufschluß über Safaris gibt.

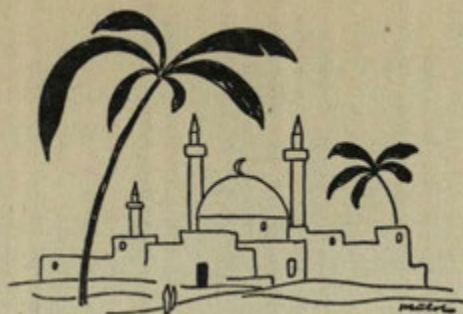




Afrika





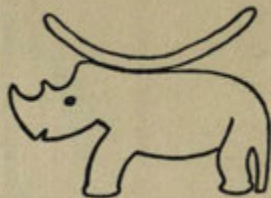


Das weiße Licht der bis zum Zenit emporsteigenden Sonne, das mit blendender Helligkeit auf die Dinge trifft, und ebenso die Schatten der Dinge, die neben diesem Licht besonders tief erscheinen, kennzeichnen Afrika, den Erdteil großer Gegensätze. Wo warme Meeresströmungen durch den Monsun reichliche Niederschläge an die Küsten und ins Innere senden, oder wo Gebirge, die zum Teil alle Klimazonen der Erde in vertikaler Richtung queren, häufige Landregen verursachen — am Kamerun-Pfäz beträgt die mittlere jährliche Niederschlagshöhe über 10 Meter —, dort herrscht üppigste Fruchtbarkeit, dort gedeihen in ziemlich gleichmäßig hoher Wärme alle tropischen Nutzpflanzen, und weite Gebiete sind mit Sumpf und Urwald bedeckt, der alles Leben in seine düstere Schwermut bettet und begräbt.

Wo dagegen kalte Strömungen dem tagsüber stark erhitzten Inland keine Niederschläge bringen, dort herrscht die Wüste mit Temperaturunterschieden bis zu 40 Grad, bar jeder Vegetation und feindlich allem Leben. Nicht immer scheint ihre Ausdehnung der heutigen gleich gewesen zu sein. Wir stehen am Anfang einer Forschung, die uns Kunde geben soll von verschwundenen Reichen.

Die Steppe aber, die nur in den Regenzeiten mäßig befeuchtet

wird und nach langer Dürre sich dann schnell begrünt, ist der eigentliche Schauplatz afrikanischen Lebens. Sie birgt noch heute Wild in solchen Mengen und so vielen Arten, wie es sonst nirgends sich findet. Sie ist auch die Heimat der Neger, der ursprünglichen Bevölkerung des Erdteils. Die abgelegenen Dörfer der Eingeborenen, in denen die Dawas, die großen Zauber, gemacht werden gegen Beherung, Krankheit, Mißernte und Feinde, bergen das Geheimnis Afrikas. Ausdrucksformen des Lebens sind fast nur die eigentümliche Musik und der Tanz bei den Ernte- und Mannbarkeits-



festen, der den vielfach an schwere Feldarbeit und Nöte aller Art gewöhnten Menschen willkommenen Ausgleich der Bewegung verschafft. Die Masken, die sie bei den Tänzen manchmal tragen, sind ihnen Symbole,



Gestalt gewordener Sinn des Lebens. Glaube und Aberglaube, Wirklichkeit und Schauspiel vermögen sie nicht zu unterscheiden. In diesen Dörfern sieht man allenthalben Fetische der Zeugung, der Fruchtbarkeit, der Geburt und des Todes als Zeichen ewiger Sehnsucht aus dem früheren Leben durch das gegenwärtige ins zukünftige der Wiedergeburt. Grausam wie die Natur, in der sie leben, ist der religiöse Kult, sind die rituellen Opfer dieser Urbewohner Afrikas, die an sich scheu und zurückhaltend sind.



Seit der Erforschung des Erdteils durch Europäer, seit der Anlage großer Bergwerke (besonders in Süd- und Südwestafrika) zur



Ausbeutung der mannigfachen reichen Bodenschätze und seit der damit verbundenen Gründung von Städten begann eine ständig zunehmende Umformung der Länder durch die Kulturarbeit der weißen Rasse, so daß Afrika heute die denkbar grassesten Gegensätze zwischen primitivsten Urzuständen von Boden und Bevölkerung und modernsten industriellen, landwirtschaftlichen, bau- und verkehrstechnischen Anlagen und hygienischen Einrichtungen aufweist<sup>1)</sup>. Großstädte nach europäischer Art und modern ausgestattete Seebäder wachsen empor, Autostraßen und Eisenbahnen, deren Wagen dem Klima angepaßt sind, dringen von den Hafenplätzen weit ins Innere. In den letzten Jahren hat ein förmlicher Wettbewerb der europäischen Staaten um die Erschließung ihrer Kolonien und Mandatsgebiete für die Landwirtschaft, die immer mehr Raum gewinnt, eingesetzt. Die Vollendung der Bahn Kairo—Kapstadt steht bevor, und ebenso werden Bahnlinien von Tanger durch die Sahara nach Timbuktu und in Madagaskar aus wirtschaftlichen und strategischen Gründen in Angriff genommen. Die Lastautos (trucks) durchqueren selbst die unwegsamen Gegenden des Innern, und zahlreiche Flughäfen ermöglichen Fernfahrten mit dem Flugzeug nach allen Richtungen hin. Eine vollkommene Durchdringung Afrikas mit europäischer Kultur hängt aber davon ab, ob es gelingt, das für Weiße unerträgliche Klima der Tropenzone durch Bodenreform und große Klimalanlagen in den Wohnräumen und Werkstätten umzugestalten, so daß Afrika für die Weißen eine Heimat werden könnte. Dann blieben wohl die großen Berge, Seen und Wasserfälle als Naturdenkmäler bestehen, aber die ursprünglichen Bewohner Afrikas und vor allem seine Tierwelt würden trotz aller Naturschutzmaßnahmen immer

---

<sup>1)</sup> Das deckt sich in gewissem Sinne mit meinen auf meiner Studienfahrt durch Amerika gemachten Feststellungen.

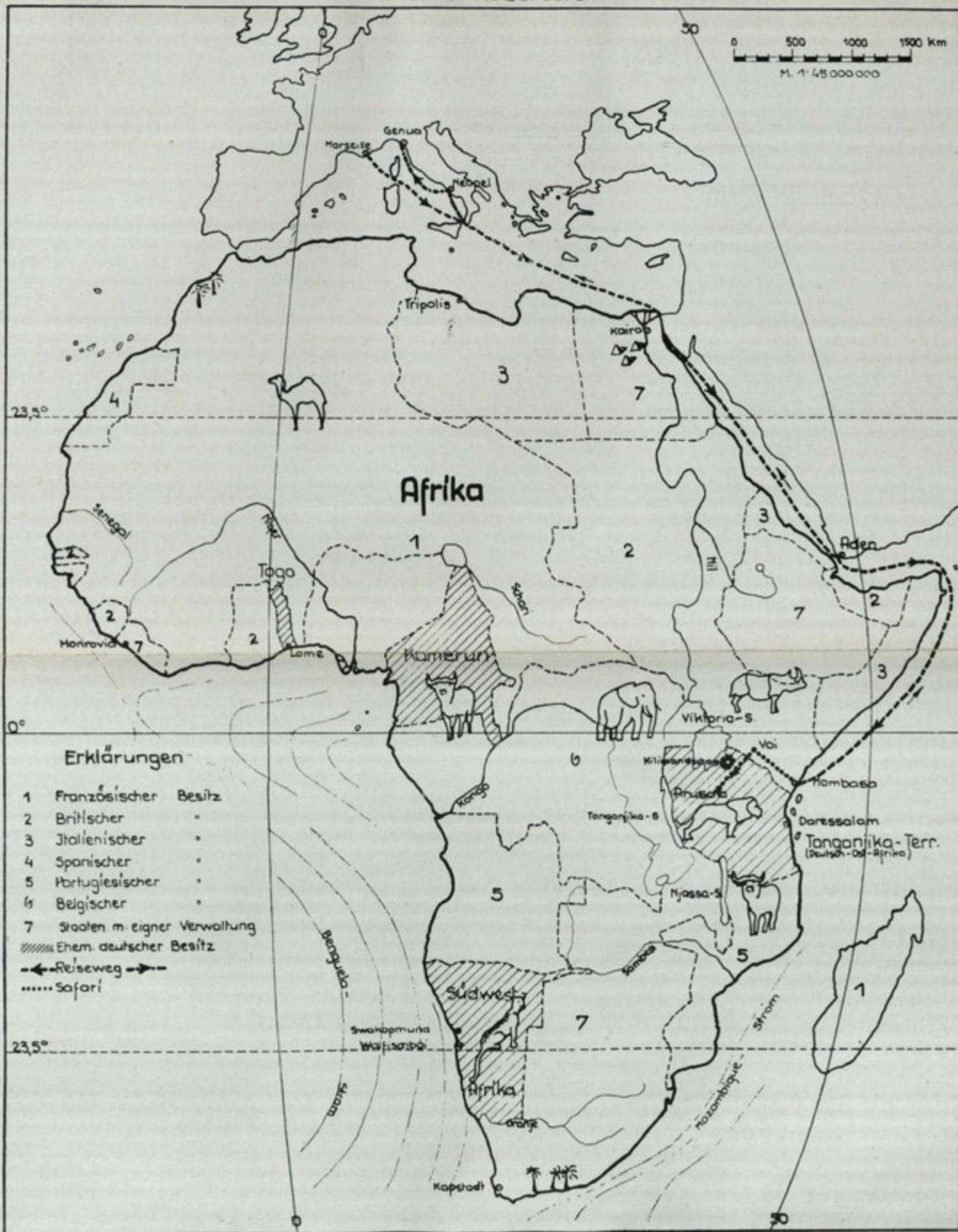
mehr verdrängt werden, und das Antlitz des dunklen Erdteiles  
würde einen neuen Ausdruck gewinnen, denn

Allein der Wechsel hält im Zeitenlauf die Treue:  
Das Alte wankt und fällt, und Sieger ist das Neue.





# Meine Reiseroute



## Erklärungen

- 1 Französischer Besitz
- 2 Britischer "
- 3 Italienischer "
- 4 Spanischer "
- 5 Portugiesischer "
- 6 Belgischer "
- 7 Staaten m. eigener Verwaltung
- ////// Ehem. deutscher Besitz
- ←-Reiseweg-→
- ..... Safari











4.20/ D.C.D

4232